

# Berliner Volks-Tribüne.

## Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Cranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Cranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:  
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 17.

Sonnabend, den 28. April 1888.

II. Jahrgang.

### Inhalt:

Ein neues Arbeiterblatt in Sicht. — Siechtum und Tod unter den deutschen Steinmetzen. — Der Boulangerismus und die Lage in Frankreich. — Ueber die heutige Pressefreiheit in Oesterreich. — Die Geschäftsordnung im Reichstage. I.

Novelle aus dem Arbeiterinnenleben. — Zu Ulrich v. Suttens Gedächtnisfeier. — Die possibilistischen Arbeitervertreter im Pariser Gemeinderathe. III. — Die Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Tischler. — Die Hausindustrie in Thüringen.

Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches, Lohnbewegung. — Vereine und Versammlungen.

Die

### „Berliner Volks-Tribüne“ Sozialpolitisches Wochenblatt,

erscheint jeden Sonnabend früh in Berlin und sucht in gründlichster Weise alle auftauchenden politischen und wirtschaftlichen Fragen vom

sozialistischen Standpunkte aus zu beleuchten. Mit derselben Entschiedenheit, mit welcher die „Berliner Volks-Tribüne“

demgemäß die großen, allebeherrschenden Gegensätze von Kapital und Arbeit behandelt, zieht sie auch alle Einzelheiten der Gewerkschaftsbewegung, der Fabrikgesetzgebung, der Arbeiterversicherung, der Steuer- und Parteikämpfe in den Kreis ihrer Betrachtungen.

Gerade heute, wo das Vereinsleben der Arbeiter gänzlich darniederliegt, erscheint uns ein Wochenblatt, wie das unsrige als ein unentbehrliches Aufklärungsmittel des Volkes.

Bei Bestellungen in Berlin wende man sich stets direkt an die Expedition. Dieselben liefern die „Berliner Volks-Tribüne“ für 50 Pfennige monatlich jeden Sonnabend Morgen frei ins Haus.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne“.  
Berlin S. O., Cranienstr. 23.

### Es lebe das neue Arbeiterblatt!

Ein neues Arbeiterblatt? — hören wir erstaunt unsere Leser fragen. Ein neues Arbeiterblatt in dieser Zeit der Confiskationen und Verbote?

Nun, beruhige dich, lieber Leser. Es handelt sich vorläufig erst noch um ein Projekt, um ein schon oft erwogenes, trotz aller lauten Reklame aber niemals verwirklichtes Projekt; und wenn man von den Thatsachen der Vergangenheit auf die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft schließen darf, so wird es vielleicht diesmal wieder nichts mit der ganzen Geschichte.

Freilich, Rücksichten auf die Hochwohlthätigen, auf Pressprozesse und sozialistengefährliche Neze und Fallen werden es nicht sein, welche dem Blatte den Tod bereits im Mutterleibe zufügen könnten; denn — wir wollen unseren Lesern die freundige Mittheilung nicht länger verhehlen — es stammt aus bester Familie und wird nach oben niemals Anstoß erregen.

Schon die geschäftliche Seite verbürgt das. „Drud und Verlag übernimmt auf eigene Rechnung der Dr. F. Salomon in Berlin.“ Ueber eine besondere Weisheit dieses modernen Salomon ist bisher noch nichts an das Licht der Öffentlichkeit gedrungen; aber er besitzt, was heute viel mehr besagen will, Fabriken in Schlesien und Berlin und ist der Verleger der nationalliberalen Nationalzeitung — und das sagt alles!

Der Verfasser des uns vorliegenden Prospektes scheint das auch gefühlt zu haben, denn über den geistigen

Mittelpunkt des neuen Unternehmens uns nähere Mittheilungen zu machen, befindet er nicht für nöthig. Wir erfahren da nur: „Der in Aussicht genommene journalistische Leiter des Organs, welches als ein zentrales deutsches Zeitungsunternehmen seinen Sitz in der Reichshauptstadt, in Berlin, haben soll, ist auch in der Schriftstellerwelt nicht unbekannt, steht in regem Verkehr mit hervorragenden parlamentarischen und politischen Persönlichkeiten und kennt in Folge langjährigen Aufenthaltes in verschiedenen deutschen Bundesstaaten die Bedürfnisse, die politischen Verhältnisse von Nord und Süd.“ Nun, wir wollen gar keinen Namen wissen, denn da das Geld heute auch die Zeitungen und deren Federn regiert, so ist Herr Dr. Salomon als Verleger für den Charakter der „Deutschen Arbeiterzeitung“

bezeichnend genug. Wenn dieser Name noch nicht genügt, dem mögen die Mitauftraggeber alles sagen, deren Unterschriften den Prospekt zieren. Die nationalliberalen Zeitungsgründer sind allem Anschein nach von der Ueberzeugung ausgegangen, daß erst vom Kommerzienrath ab die Fähigkeit beginne, Arbeiterblätter ins Leben zu rufen. Wir lesen unter dem Aufsatze:

Wilh. Dechselhäuser, Geh. Kommerzienrath und Mitglied des Reichstags in Dessau.

Gust. Böhm, Fabrikbesitzer, Mitglied des Reichstages und des hessischen Landtages in Offenbach a. M.

Dr. Duhl, Reichsrath der Krone Papern, Reichstagsabgeordneter und Gutsbesitzer in Deidesheim.

Dr. A. Bürtlin, Mitglied des Reichstags und Gutsbesitzer in Wachenheim a. Saardt.

Het. Busch, Handelskammer-Vizepräsident und Fabrikbesitzer in Hochneulirch, Rheinprovinz.

G. B. Claus, Fabrikbesitzer, Stadtrath und Mitglied des Reichstages und der 2. sächsischen Ständekammer in Chemnitz.

Dr. Carl Clemm, Kommerzienrath, Fabrikant und Mitglied des Reichstags in Ludwigsbafen a. Rhein.

H. Croon, Beigeordneter und Fabrikbesitzer in M. Glabbach.

Dr. M. Dürre, Fabrikbesitzer, Stadtrath und Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses in Sudenburg-Magdeburg.

G. Duwignau, Fabrikdirektor, Stadtrath und Mitglied des Reichstags in Magdeburg.

Max Erdleus, Fabrikbesitzer in M. Glabbach.

v. Gynern, Kaufmann, Mitglied des Rheinischen Provinzial-Landtages und des preussischen Abgeordnetenhauses in Barmen.

Heustel, Mitglied mehrerer industrieller Gesellschaften und des Reichstags in Bayreuth.

Dr. Fromein, Fabrikbesitzer und Assessor a. D. in Elberfeld.

Gebhard, Kommerzienrath, Konsul und Fabrikbesitzer in Wöhwinkel, Rheinprovinz.

Dr. Fr. Hammacher, Bergwerksbesitzer, Mitglied des Reichstags und preussischen Abgeordnetenhauses in Berlin.

B. Hasencleber, Kommerzienrath in Remscheid.

v. Heede, Fabrikbesitzer und Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses in Haus Hörde bei Halver, Westfalen.

H. Henneberg, Ingenieur und Fabrikbesitzer, Mitglied des Reichstags in Berlin.

Reinhold Hoffmann, Fabrikbesitzer, Mitglied des Reichstags in Neugersdorf, Sachsen.

Eugen Holtmann, Fabrikbesitzer und Mitglied des Reichstags in Breitenhof, Sachsen.

Fr. Kalle, Mitglied des Reichstags in Wiesbaden.

Krafft, Kommerzienrath, Fabrikbesitzer, Mitglied des Reichstags und der 2. bairischen Kammer in St. Wastien.

Dr. v. Kulmiz, Fabrik- und Rittergutsbesitzer, Mitglied des Reichstags in Saaran, Schlesien.

Oskar Kraemer, Eisenwerksbesitzer und Mitglied des Reichstags in St. Ingbert, Rheinpfalz.

Dr. J. Miquel, Oberbürgermeister, Mitglied des Reichstags und des preussischen Herrenhauses in Frankfurt a. M.

Dr. Fr. Herr, Bergwerks- und Fabrikbesitzer, Mitglied des Reichstags in Vornstedt-Neuglück bei Fisleben.

Ab. Niehammer, Kommerzienrath, Fabrikbesitzer, Mitglied des Reichstags und der 2. sächsischen Ständekammer in Kriesheim, Sachsen.

Otto Dechselhäuser, Kommerzienrath und Fabrikbesitzer in Berlin.

David Peters, Fabrikbesitzer in Revisges, Rheinprovinz.

Dr. Reichardt, Kommerzienrath und Fabrikdirektor in Dessau.

Max Rößler, Fürstlicher Betriebsdirektor in Schlierbach b. Wächtersbach.

Rumppf, Fabrikbesitzer und Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses auf Schloß Aprath bei Elberfeld.

Schlittgen, Generaldirektor und Rittmeister a. D. in Marienhütte bei Roggenau.

Joh. Schlimayr, Kommerzienrath, Brauereibesitzer und Mitglied des Reichstags in München.

Erffhardt, Fabrikbesitzer, Beigeordneter und Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses in Grefeld.

Gustav Siegle, Geh. Kommerzienrath und Mitglied des Reichstags in Stuttgart.

Bygen, Kommerzienrath, Fabrikbesitzer, Stadtverordneter und Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses in Duisburg.

Dr. F. Websty, Kommerzienrath, Fabrikbesitzer und Mitglied des Reichstags in Wästelwaltdorf, Schlesien.

Carl Wessel, Direktor der Solnan-Werke in Bernburg.

Dr. Ed. S. Wittenstein, Fabrikbesitzer in Barmen.

J. Bunnerlich, Kommerzienrath und Mitglied des Reichstags in Hof.

Gust. Ziegler, Geh. Kommerzienrath und Mitglied des Reichstags in Dessau.

Zimmermann, Kommerzienrath, Beigeordneter und Fabrikbesitzer in Hameln.

Es ist eine wahre Wollust, diese stattliche Reihe stattlicher Kommerzienräthe zu mustern. Nur einmal stuhnten wir, als wir über die Liste der Titelgeschmückten dahinslogten. Wir fanden dabei auch den Namen — Hasenclevers! Glücklicherweise war es nur der Kommerzienrath in Remscheid!

Die Tendenz des ganzen Unternehmens wird in dem Empfehlungsrundschreiben folgendermaßen dargestellt: „Das lediglich der Förderung der sozialpolitischen Fragen gewidmete Unternehmen soll zunächst in Arbeiterkreisen wirken, soll den Arbeitsmann durch eine schlichte, sachgemäße Vorführung der wesentlichsten sozialpolitischen Prinzipien, soweit dieselben sich innerhalb der Grenzen des Erlaubten und des Erreichbaren bewegen, von dem wohlmeinenden Charakter der neuesten sozialen Gesetzgebung überzeugen, soll ihn mit seinem Loos zufrieden machen, ihn mit dem leider allzu scharf betonten Gegenjage zwischen Kapital und Arbeitskraft ausöhnen, sein Mißtrauen gegen die wohlwollende Initiative der Arbeitgeber beseitigen, ihn der verderblichen Einwirkung jener gewissenlosen, spekulativen Aufreizung entziehen, welche unter dem Namen der Sozialdemokratie eine bis zur Gemeingefährlichkeit gesteigerte Thätigkeit entfaltet, die nicht allein durch strafrechtliche Verfolgung, sondern zugleich auch durch praktische Aufklärung der Massen erfolgreich bekämpft werden kann. Das Unternehmen soll ein arbeiterfreundliches sein. Dasselbe soll gemeingefährlichen Bestrebungen, soll einer Verheerung des Arbeiters gegen den Arbeitgeber mit Ruhe und Nachdruck, gebotenen Falles aber mit überzeugender Schärfe entgegen treten.“

Trotz dieser löblichen Fürsorge für das materielle und geistige Wohl des Arbeiters ist Freund Prospektus aber doch klug genug, mehr auf das Entgegenkommen der „Arbeitgeber“ wie der Arbeiter zu rechnen. Aus diesem Grunde macht er denn auch den sehr klugen Vorschlag: jeder Unternehmer Deutschlands solle auf je 25 von ihm beschäftigte Arbeiter mindestens ein Exemplar für 2 Jahre abonniren! Wir begreifen bloß nicht, warum nicht gleich weiter empfohlen wird, jeder Unternehmer solle seine Arbeiter in Kolonnen von je 25 einteilen und für jede Kolonne einen Vorleser ernennen, dem die erhebende Aufgabe zufällt, nach Feierabend seine Genossen zum Appell antreten zu lassen und ihnen das neueste hohe Lied Salomons auf die verfohten Gegensätze von Kapital und Arbeit vorzutragen!

Andernfalls dürfte das neue Arbeiterblatt meistentheils ungelesen den Weg alles Irdischen antreten!

Wir Sterbende grüßen dich!

Für die Steinmetzen Deutschlands.

Es giebt in der Industrie viele gefährliche Berufe. In manchen Geschäftszweigen stehen die Arbeiter in fortwährender Gefahr, durch plötzlich eintretende, ganz unerwartete und unvermeidliche Ereignisse geschädigt, verletzt und getödtet zu werden, wie die Bergleute, die Schiffer, die Fischer und andere. In anderen Berufen haften am Material und an der Arbeitsweise Schädlichkeiten, welchen die Arbeiter unterliegen, wie die Arbeiter, die mit Phosphor, Blei und anderen schädlichen und giftigen Stoffen hantiren. Fast überall hat man in neuerer Zeit diesen Schädlichkeiten der Gewerbe durch Sicherheitsmaßregeln entgegen zu treten versucht und danach gestrebt, die Ursachen der Schädlich-

Wir Sterbende grüßen dich!

Für die Steinmetzen Deutschlands.

Es giebt in der Industrie viele gefährliche Berufe. In manchen Geschäftszweigen stehen die Arbeiter in fortwährender Gefahr, durch plötzlich eintretende, ganz unerwartete und unvermeidliche Ereignisse geschädigt, verletzt und getödtet zu werden, wie die Bergleute, die Schiffer, die Fischer und andere. In anderen Berufen haften am Material und an der Arbeitsweise Schädlichkeiten, welchen die Arbeiter unterliegen, wie die Arbeiter, die mit Phosphor, Blei und anderen schädlichen und giftigen Stoffen hantiren. Fast überall hat man in neuerer Zeit diesen Schädlichkeiten der Gewerbe durch Sicherheitsmaßregeln entgegen zu treten versucht und danach gestrebt, die Ursachen der Schädlich-

keiten zu erkennen, sie zu verhindern. Man ist da freilich immer sehr bald an einer Grenze angekommen, bei welcher es hieß: mehr kann nicht geschehen zum Verhüten der schädlichen Einwirkungen, die mit der Ausübung des Gewerbes verbunden sind, denn das verträgt die Industrie nicht, d. h. der Geldgewinn der Unternehmer würde dadurch geschmälert werden. Da aber die Geldrente, der Kapitalprofit in unserer heutigen Herstellungs- und Wirtschaftsweise die Hauptsache und das Bestimmende ist, dem alle anderen Rücksichten weichen müssen, so war dasjenige, was zum Schutz der Arbeiter geschehen konnte, immer nur sehr wenig und unzureichend. Nicht einmal die Verarbeitung des gelben Phosphors, die sich sehr gut vermeiden läßt, hat man bis heute beseitigen können.

Eines der Gewerbe, das mit zu den am meisten mörderischen für die Arbeiter gehört, ist das Steinmehrgewerbe. Es sind bei demselben nicht sowohl die Gefahren in Betracht zu ziehen, die mit dem Hantieren und Verlegen der großen Steinblöcke verbunden sind, obgleich diese auch ab und zu ihre Opfer fordern, hierbei ist das Gewerbe nicht gefährlicher, als das der Maurer, Zimmerer, Maschinenbauer und mancher anderer Berufe. Nein, die Arbeit selbst zieht den Tod mit einer ganz erschrecklichen Sicherheit und Schnelligkeit herbei, wie nur in sehr wenigen anderen Gewerben. Zwar der Stein, den der Steinmehrgewerbe bearbeitet, enthält an sich keine besonderen Schädlichkeiten. Die Arbeitsstelle des Steinmehrs, entweder in der freien Luft oder in einem abgeschlossenen, meistens recht gut gelüfteten Raum, kann auch besondere Schädlichkeiten nicht erzeugen. Aber sei es nun der scharfe Staub, der beim Bearbeiten der Steine abgehauen wird, sei es die fortwährende Erschütterung des Brustkastens und seines Inhaltes durch die Muskelanstrengung und das Dröhnen der Arbeitsschläge des Steinmehrs, sei es beides zugleich, ihn faßt mit entsetzlicher Sicherheit die Lungenschwindsucht und rafft ihn in der Blüthe der Jahre dahin. Man möge dabei bedenken, daß dem Steinmehrgewerbe sich in der Regel nur gesunde und kräftige junge Arbeiter zuwenden, da dasselbe nicht unbedeutende Kraftleistungen verlangt, wenn auch zugegeben werden muß, daß in Steinmehrfamilien sicher eine Vererbung des Schwindsuchtkeimes stattfinden mag.

Einen Blick in dieses Grab der Gesundheit der Arbeiter gestattet eine statistische Aufnahme, die der Verband deutscher Steinmehrer über die Sterbefälle, welche in den Jahren 1886 und 1887 in einer Anzahl Städten im Steinmehrgewerbe vorgekommen sind, zusammengestellt hat. Das Material stammt aus den Orten Berlin, Leipzig, Hamburg, Halle a. S., Bunzlau, Breslau, Kiefa, Plauen, Stadthagen, Bremen, Freiburg i. B., Hannover, Kinteln und Belpfe. Es kann auch in diesen Städten, besonders in den größeren Orten, vielleicht nicht alle Todesfälle umfassen, man ist aber bemüht gewesen, es so vollständig als möglich zu gestalten, so weit dies einer Privatthätigkeit, der keine Zwangsmittel zur Verfügung stehen, überhaupt möglich ist. Es ist mit Umsicht und größter Gewissenhaftigkeit verfahren worden.

Aus den genannten 14 Orten sind in den zwei Jahren 1886 und 1887 zusammen 87 Todesfälle dem Verbandsvorstande gemeldet worden und von diesen 87 Gestorbenen sind 82, **schreibe zwieundachtzig**, den Lungenkrankheiten erlegen. Unter diesen Lungenkrankheiten war wiederum nur ein Fall, der eines 45-jährigen Mannes, in dem die Krankheit eine Erkältungsform hatte, er starb an Lungenentzündung, in allen anderen 81 Fällen lautete der ärztliche Todenschein auf **„Lungenschwindsucht“**.

Von den 87 Gestorbenen erreichte einer ein Alter von 58 Jahren, einer 56, einer 55 Jahren. Sämtliche 84 andere kamen nicht über das 46. Lebensjahr hinaus. 20 Gestorbene standen zwischen dem vollendeten 39. und dem 46. Lebensjahr; 39 Gestorbene standen im Alter zwischen dem vollendeten 29. und dem noch nicht vollendeten 39. Lebensjahr und 25 standen in den zwanziger Jahren, der jüngste Gestorbene war 20 Jahre alt geworden. Nun müssen wir noch den ältesten Mann, den, der 58 Jahre gelebt hatte, auscheiden, denn er war zwar gelernter Steinmehrer, hatte das Gewerbe aber aufgegeben und näherte sich als Gastwirth und Schiffer. Er hielt sich nur zu seinen früheren Kollegen und wurde deshalb hier mitgezählt. Lassen wir ihn weg, so stellt sich das Durchschnittsalter der 86 gestorbenen Steinmehrer auf fast genau 34 Jahre und einem Monat. Eine erschrecklich niedrige Zahl.

Die 86 Gestorbenen hinterließen 50 Ehefrauen und 133 Kinder, von welchen die ältesten freilich bis in's 31. Lebensjahr hinaufreichten (die Aufzeichnungen sind hier nicht erschöpfend), die größere Mehrzahl aber natürlich im erwerbsunfähigen Alter stand.

Welch' Elend, welche Noth spricht aus diesen Zahlen.

Es läßt sich leider keine Vergleichung mit früheren Verhältnissen anstellen, da jedes Zahlenmaterial fehlt. Man kann nur die Vermuthung aussprechen, daß die Sterblichkeit der Steinmehrer gegen früher gestiegen sein muß, denn in den letzten Jahren hat sich leider die furchtbare Affordarbeit auch in dies Gewerbe eingeschlichen. Der durch unsere anarchische Wirtschaftsweise hervorgerufene Wettlauf um den Gewinn ohne jede Rücksicht hat die Ausnutzung der Arbeitskraft der Steinmehrer ganz ungeheuer gesteigert. Mit jedem Schläge aber, den der Steinmehrer mit dem Klopfschlag gegen sein Eisen thut, kann man sagen, reißt eine kleine Faser seiner Lunge. Das lustige Klopfen auf den Werkplätzen der Steinmehrer, es ist das Ticken der Todtenuhr für die dort beschäftigten Männer, jeder Schlag ist ein Stück ihres Lebens; der vom

Stein herabrieselnde Sand, er bildet ihren Grabhügel. Bald ist sein Maß erfüllt, die Uhr ist abgelaufen, der Steinmehrer legt Eisen und Klopfschlag hin. Noch eine kurze Zeit schleicht er als schwacher, fieber Mann dahin, dann tragen ihn seine Kameraden da hinaus, wo sie auch sehr bald hingetragen werden. Es sind Sterbende, die auf den Werkplätzen der Steinmehrer ihren „Meistern“ den Verdienst zusammenklopfen.

Hier wie nirgends ist die Ueberanstrengung der Affordarbeit der ungeschminte Mord des Arbeiters, hier wie nirgends ist die überlange Arbeitszeit bei schlechter Bezahlung geradeaus tödtlich.

Und wie tren sind sie im Verus! Bis zur Grenze der letzten Möglichkeit quält sich der abgemattete Körper, für sich und die Lieben die Nahrung herauszuschlagen. Nur 2 Tage krank, starb der Steinmehrer Albert Ulrich zu Halle an der Lungenschwindsucht, 26 Jahre alt, bis zum letzten Ermatten sorgte er für seine Frau und sein liebes Kind, die er so fröhlich schon verlassen mußte. Manche freilich wirft der tödtliche Feind schon früher nieder und fesselt sie Jahre lang an's Krankenlager. Bis zu 2 Jahren lang hat mancher auf den erlösenden Tod zu warten. Im Durchschnitt dauerte die eigentliche „Arbeitsunfähigkeit“, d. h. die Zeit, in der der Kranke durchaus außer Stande war, zu arbeiten, 36 bis 39 Wochen.

Giebt es da kein Mittel, ist da kein Rath? O ja, sicher! Verkürzung der Arbeitszeit, Beseitigung jeder Affordarbeit! Oh! das verträgt unsere Industrie nicht! Nun, dann müssen die Steinmehrer weiter sterben in der Blüthe ihrer Jahre. Der Staat thut für sie nichts, er schützt sie nicht, das wäre gegen das „freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte“, das dem einen guten Verdienst und langes behäbiges Leben, dem andern frühen Tod und ein Leben in Kummer und Noth herausspielt. Wenn die Steinmehrer aber ihre Lage selbst erkennen und zur Verbesserung derselben schreiten wollen — oh, wozu sind der § 128 des Strafgesetzbuches, der § 153 der Reichsgewerbeordnung, die Tüdinge von Paragraphen der Vereinsgesetze, die Streikerlasse, die Polizei, die schwarzen Listen der Herren Meister da!

### Der Boulangismus und die Lage in Frankreich.

Die Republik ist bedroht, dies ist die Befürchtung, welche sich dumpf und schwer Jedes bemächtigt, welcher die Lage Frankreichs in der letzten Zeit verfolgt. Wie zwischen Scylla und Charybdis wird sie zwischen dem Gespenst Ferry und der Gefahr Boulanger hin- und hergeworfen. Erstere Eventualität eröffnet den Ausblick auf die wildesten Ausbeutungszorgien der Bourgeoisie mit der Krone einer orleanistischen Restauration, letztere bedeutet die militärische Diktatur mit allen ihren Schrecken und volksfeindlichen Maßregeln.

Die Anhänger der alten Systeme mit alten und neuen Prätexten, das Geseß der parlamentarischen Klüften haben eine radikale Weiterentwicklung der Republik verhindert, die Massen in ihren Hoffnungen getäuscht und den Glauben an die alleinseligmachende Wunderkraft der bloßen republikanischen Staatsform erschüttert. Nur diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß nach den achtzehn Jahren des Bestandes der Republik die monarchistischen und kaiserlichen Umtriebe Triumphe feiern und sich täglich mehr von Intriguen zu Verschwörungen entwickeln, bestimmt, die Republik zu erproffeln. Alle Interessen und Personen, welche von der Republik bei Leitung und Verwaltung des staatlichen Lebens bei Seite gerückt waren, sie haben sich gegenwärtig um Boulanger gruppiert, um mit und durch ihn zum Ziele zu gelangen. Derselbe Mann, der mit seiner anti-republikanischen Gesinnung renommirte und sich als Vollblutdemokrat gerirte, läßt sich durch die Anhänger aller reaktionären Systeme überall als Kandidat aufstellen und wählen. Die am 15. April in dem Norddepartement stattgehabte Erwählung Boulanger's durch 172 528 Stimmen, ist das Siegel, welches das freile Bündniß der Reaktion gegen die Republik bescheinigt.

Sie bestätigt die Thatsache, welche schon vor der Wahl im Departement Aisne gefühlt wurde und vor derjenigen in der hochbonapartistischen Dordogne über allen Zweifel erhaben war: nämlich, daß in Boulanger alle reaktionäre Schattirungen ihr Heil sehen und daß er von ihnen unterstützt wird. Vor Allem sind es die Bonapartisten, welche ihre Bestrebungen mit dem Boulangismus zusammengeschweißt haben: edle Seelen finden sich. Und Boulanger nimmt dankend jede Unterstützung an, hüllet sich, durch ein bestimmtes Programm, irgend eine politische Richtung zurückzuführen. „Halb zog sie ihn, halb sank er hin“, dies die Charakteristik seines Verhältnisses zur Reaktion. Während der „erste“ Soldat Frankreichs in seinen Mättern behauptete, jeder politischen Agitation fern zu stehen, beweisen die vom „Matin“ veröffentlichten, zwischen Boulanger und dem Grafen Dillon gewechselten Depeschen, daß der Kaiserlehrling der Mittelpunkt der Bewegung war und ist. „Bearbeitet die Presse und die öffentliche Meinung“, war das geheime Lösungswort, das die Wirkung seiner öffentlichen Verleugnung lähmte und aufhob.

Es zeigt sich immer deutlicher, daß er bereits von Anfang an Fühlung mit den Bonapartisten gehabt hat, und daß diese die Kosten der boulangistischen Kampagne deckten, welche im Norddepartement allein über 1 Million Franken betragen haben. Der Wahlapparat, der in Bewegung gesetzt, war riesig und grotesk. Die Bauern und Arbeiter wurden durch unverschämte Spekulation auf die menschliche Dummheit „bearbeitet“. Das Land war von

Broschüren, Biographien, blödsinnigen Liedern, Artikeln mit dem Bilde des Generals überflutet. Es wurden Vorhänge mit dem Porträt Boulanger's vertheilt, Illustrationen feierten ihn als Held, Märtyrer, Messias. Im Zenith der widerförmigen Geschmacklosigkeit steht ein Bild, das Boulanger als Christus am Kreuz darstellt, mit dem Ministerium Tirard als Römern, und Frankreich als Mater dolorosa im Vordergrund und Judas-Bismarck im Hintergrund! Dazu wurden die unglaublichsten Legenden kolportirt; Boulanger war bald der Sohn Napoleons I., bald ein Sproß Napoleons III. Die bonapartistischen, monarchistischen und klerikalen Kreise arbeiteten mit Hochdruck für die Erwählung, und sie erhielten Verstärkung durch das Lumpenproletariat von Hand- und Kopfarbeitern. In Cambrai hatte der Erzbischof die Wahlkampagne organisiert und ließ Stimmzettel mit dem Namen des Generals vertheilen.

Die Zahl der Stimmen, welche Boulanger auf sich vereinigt, macht im ersten Augenblick einen Eindruck, verliert aber bedeutend an Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß 1885 der bonapartistische Kandidat im Norddepartement über 160 000 Stimmen erhielt. Fügt man zu diesen noch die monarchistischen, klerikalen und lumpenproletarischen Stimmen hinzu, so zeigt sich, daß der General fast gar keine republikanischen Wähler gefangen hat.

Die Radikalen, welche in ihren Organen mit anerkannter Schärfe gegen den plebiszitumstüßigen Boulanger donnern, haben eine ungemein schlappe und miserable Haltung in der eigentlichen Wahlkampagne gezeigt. Nur die einzigen Sozialisten find der Strömung mit leidenschaftlicher Energie entgegen getreten. Guesde hat in den letzten Wochen sein ganzes Talent, seine ganze Thakraft gegen Boulanger in die Waagschale geworfen, er agitierte in allen Industriezentren des Norddepartements, wohin auch das possibilistische Nationalkomite drei Vertreter: Joffrin, Allemane und Labusquiere sendete, welche im gleichen Sinne wie Guesde wirkten. Die Possibilisten haben außerdem eine „antiboulangistische Liga“ gebildet und suchen durch Sammlungen die Mittel zu einer regen, gut genährten Agitation zusammen zu bringen. Sämtliche Klassenbewußte Arbeiter sind entschiedene Feinde der boulangistischen Bestrebungen.

Sie wissen, daß heute nur ein Cäsarismus von der Bourgeoisie Gnaden lebensfähig ist, daß er seine Aufgabe darin suchen muß, die Freiheit des Proletariates zu unterdrücken, um die schrankenlose Ausbeutungsfreiheit des Kapitals zu retten und zu erhalten. Das angstgelähmte Bürgerthum ist es, das sich an den Helden des Dagens klammert, der ihm Ruhe nach innen und außen zu sichern verspricht. Das Proletariat jedoch weiß, was es heute von einem militärischen Diktator zu erwarten hat, und wenn er vor der Erreichung seines Zieles die Massen noch so sehr umschmeichelt. Unsere französischen Brüder thun daher recht, wenn sie den Boulangismus als eine fürchtbar ernste Gefahr behandeln, auch wenn er noch so demagogisch volksfreundlich auftritt.

### Ueber die heutige Pressfreiheit in Oesterreich

äußerte der gewiß nicht „revolutionär“ gesinnte Jungtscheche Dr. Gregt in der Budgetdebatte des österreichischen Abgeordnetenhauses:

Die Pressfreiheit ist gewiß eine der wichtigsten Freiheiten, ohne die sich ein freiheitlicher Staat heute gar nicht denken läßt. Wie ist es in Oesterreich mit der Pressfreiheit unter dem Ministerium Taaffe, respective unter dem Justizminister Prajak beschaffen? Artikel XIII der Staatsgrundgesetze sagt: **„Jedermann hat das Recht, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung innerhalb der gesetzlichen Schranken frei zu äußern.“**

Welches sind denn nun diese gesetzlichen Schranken für unsere Pressfreiheit? Objektives Strafverfahren heißen diese gesetzlichen Schranken der Freiheit. Und was bedeutet das objektive Strafverfahren?

Dieses bedeutet: Die Presse in Oesterreich unterliegt der Willkür des Staatsanwaltes, des Polizeibeamten, des Bezirkshauptmannes (So ist es! rechts und links.) Das ist heute das einzig geltende Gesetz für die Pressfreiheit in Oesterreich. (Abgeordneter Dr. Basatz: Ganz richtig!) Es wäre lächerlich, von Pressfreiheit in einem Staate zu sprechen, in welchem es bloß des Willens eines Ministers, eines Statthalters bedarf, um eine jede Druckschrift zu unterdrücken. Es wäre triviale, von Pressfreiheit in einem Staate zu sprechen, wo es von der Lanze, von der Rancune, von der oft sehr beschränkten Einsicht (Sehr gut! und Heiterkeit links) eines untergeordneten Beamten abhängt, eine jede Nummer einer beliebigen Zeitung zu konfiszieren. Soll ich dies durch irgend welche Belege oder konkrete Fälle beweisen? Ich glaube, es wäre überflüssig. Bergeht doch kaum ein einziger Tag in Oesterreich unter dem Minister Prajak, wo nicht irgend ein Blatt oder eine Druckschrift der Konfiskation anheimfällt! Es wäre unmöglich, alle Dinge aufzuzählen, die konfiszirt werden; viel leichter wäre es, zu sagen, was eigentlich nicht konfiszirt wird. Konfiszirt wird Alles, was irgend einem Statthalter, einem Bezirkshauptmann, einem Polizeidirektor und ich weiß nicht, was für einem untergeordneten Beamten nicht konvenirt. Ist zum Beispiel irgend ein Blatt der Meinung, daß unsere Politik auf dem besten Wege ist, Oesterreich durch einen unüberlegten Krieg mit Rußland zu Grunde zu richten, wird es konfiszirt; bringt eine Zeitung einen Artikel über Deutschland und Preußen, welcher nicht in Liebe, Ergebenheit und Demuth gegen Preußen erstirbt, wird sie konfiszirt; zweifelt irgend ein Blatt, daß unser jetziger Unterrichtsminister nicht der genialste Unterrichtsminister ist (Lebhaftes Heiterkeit), der jemals auf einer Ministerbank saß, wird es konfiszirt. (Erneuerte Heiterkeit.)

Aber nicht nur die Handlungen der Regierung unterliegen der Konfiskation. Jeder Beamte, jeder Sicherheitswachmann, jeder Gemeindebeamte ist ein Noli me tangere (Nährmichnichtan) für unsere Presse, wie zum Beispiel eine Konfiskation bewies, die in den letzten Tagen in Prag erfolgte, wo ein Blatt deswegen konfiszirt wurde, weil es keine Verwunderung darüber aussprach, daß ein untergeordneter Gemeindebeamter von Prag fünf Monate dazu brauchte, um eine Petition an den Reichsrath zu verfassen. (Hört! Hört! rechts.) Der einfaßt

Umstand, daß das Blatt über diese Langsamkeit des betreffenden Gemeindebeamten seine Verwunderung ausspricht, genügt schon, um das Blatt auf Befehl des Statthalters zu konfiszieren. (Hört! Hört! rechts.) Das Empörendste bei diesen Konfiskationen aber ist, wenn die Blätter deswegen konfiszirt werden, weil sie eine Notiz bringen, deren Wahrheit über alle Zweifel erhaben ist, wenn sie ein wirkliches Faktum bringen, dessen Wahrheit vollkommen bewiesen ist. . . .

Solch ein Bezirkshauptmann, wenn er so eigentlich recht in die Konfiskationsstuhl hineingerathen ist (Lebhafte Heiterkeit), der konfiszirt Alles, was ihm unter die Hand kommt, selbst Reden, welche von Abgeordneten hier im Hause gehalten worden sind. (Hört! Hört! links.) . . .

Aber genug solcher Beispiele. Ich habe eine sehr reichhaltige Sammlung solcher interessanter Konfiskationen unter der jetzigen Regierung gesammelt, ich werde sie im väterländischen Museum deponiren (Lebhafte Heiterkeit), damit ein späterer Geschichtsschreiber einen Vorbericht für unseren Justizminister stecke. (Lebhafte Heiterkeit.) . . .

Zu allen Zeiten hat man eine Kabinettsjustiz, das heißt eine Justiz, wo nicht nach Recht und Gesetz, sondern nach den Befehlen der Regierung, des Kabinetts geurtheilt wird, für ein Merkmal eines rechtlosen und despotischen Staates gehalten.

Nun, meine Herren, was ist das für eine Justiz, die heute unter dieser Regierung der Presse gegenüber geübt wird? Ist das nicht auch Kabinettsjustiz, und zwar der ärgsten Art, wo nicht nach Recht und Gesetz und Billigkeit, sondern nach der Laune, der Rankune und der bornirten Einsicht untergeordneter Beamten, geurtheilt wird? (Sehr gut! links.)

Ich könnte stundenlang über dieses Thema reden, aber ich glaube, ich habe genug gesagt, um bewiesen zu haben, daß die sogenannte Pressefreiheit unter dieser Regierung eine reine Illusion ist. Ich schließe dieses traurige Kapitel mit einem Satze aus Tacitus. Der römische Geschichtsschreiber, als er die Tyrannei unter einem Diktator so recht drastisch charakterisiren wollte, wußte keinen anderen Ausdruck, als indem er sagte: Wir befanden uns auf dem Gipfel der Knechtschaft, indem uns von den Behörden sogar der Gedankenaustausch verboten war.

An diesen wenigen Beispielen glaube ich gezeigt zu haben, wie die freiherrlichen Interessen unter dieser Regierung respektirt werden. Aber nicht genug daran, daß die Freiheit, unsere verfassungsmäßigen Grundrechte unter dieser Regierung mißachtet und geschädigt werden, hat die jetzige Regierung noch ein Mittel gefunden, um überhaupt die Grundrechte zu annulliren, das ist die Erfindung der Ausnahmengesetze. Wir haben bereits Ausnahmengesetze für die Arbeiter, wir haben Ausnahmengesetze für Mittelschulprofessoren, nun sollen auch Ausnahmengesetze für Studierende geschaffen werden, und wenn das so fort geht, meine Herren, und wenn Gott dieser Regierung noch langes Leben schenkt, dann werden wir die schönsten freiherrlichen Gesetze auf dem Papiere haben, aber jede Klasse von Staatsbürgern wird unter eigenen Ausnahmengesetzen stehen. (Rufe links: Es ist jetzt schon so.)

Da sagt man noch: Oesterreich ist ein freiherrlicher, ein konstitutioneller Staat! Oesterreich ist kein freiherrlicher Staat (Rufe links: Gewiß nicht!) Oesterreich ist auch kein absolutistischer Staat, Oesterreich ist noch etwas viel Aergeres, Oesterreich ist ein Staat der ministeriellen bürokratischen Willkür, unter dem Deckmantel des Konstitutionalismus. (Lebhafte Beifall links.)

Was übrigens nicht bloß für Oesterreich zutrifft.

## Der Reichstag und die parlamentarische Thätigkeit.

### I.

Unsere Leser werden schon oft das Bedürfnis gefühlt haben, Näheres zu erfahren über die Handhabung der Geschäfte im Reichstage, über die Vorschriften, welche für alle Abgeordneten und damit auch für die Arbeitervertreter maßgebend sind. Wie werden Anträge eingebracht? wie werden die Abtheilungen und Kommissionen zusammengesezt? welchen Charakter tragen die verschiedenen Lesungen? wie werden Wahlprüfungen vorgenommen? auf welche Weise behandelt man Petitionen? wie steht es mit der Führung der Rednerliste und dem Schlusse der Diskussion? was ist „Hammelsprung“, was „Annahme en bloc“? — alle diese und noch eine ganze Reihe anderer Fragen drängen sich einem fortwährend auf, wenn man den Sitzungsberichten folgt und wir glauben den Arbeitern einen Dienst zu erweisen, wenn wir in einer zwanglosen Serie von Artikeln die Hauptpunkte gemeinverständlich behandeln.

Wir beginnen heute mit der Darstellung derjenigen Thätigkeiten, die sich sofort an die Eröffnung des Reichstages anschließen. Wir folgen bei diesem Gegenstande der Darstellung von Clemens Freyer in seinem „Deutschen Reichstage.“

### 1. Zusammentritt und Konstituierung des Reichstags.

Schon wenige Stunden nach Eröffnung des Reichstags durch die Thronrede treten die Mitglieder desselben im PlenarsitzungsSaale zusammen.

Beginnt mit diesem Zusammentritt eine neue Legislaturperiode (bisher 3, später 5 Jahre dauernd, von einer Reichstagswahl zur andern reichend), alsdann übernimmt das älteste Mitglied (Alterspräsident) den Vorsitz, welchen es aber auf das im Lebensalter ihm am nächsten stehende Mitglied übertragen kann. Für jede fernere Session derselben Legislaturperiode, d. h. also: für jeden neuen Zusammentritt desselben erwählten Reichstags, sehen die Präsidenten der vorangegangenen Session ihre Funktionen bis zur vollendeten Wahl des Präsidenten fort.

Der Alterspräsident bzw. der Präsident der vorangegangenen Session eröffnet die Sitzung mit einer kurzen Ansprache an die Versammlung, in welcher er zunächst auf diejenige Bestimmung der Geschäftsordnung hinweist, nach welcher er zur Uebernahme des Vorsitzes legitimirt ist. Erfolgt kein Widerspruch, dann ernennt der Vorsitzende provisorisch, für die Frist bis zur Konstituierung des Reichstags, aus der Mitte der Versammlung vier Mitglieder zu

Schriftführern, von denen zwei zu seiner Rechten und zwei zu seiner Linken Platz nehmen.

Sodann erfolgt die Bildung der Abtheilungen. Es werden nämlich die Namen aller anwesenden Mitglieder in die Urne gelegt. Dasjenige Mitglied, dessen Namen nun zuerst wieder aus der Urne gezogen wird, wird der erste, das zweite der zweiten Abtheilung zugetheilt u. s. f. Im Ganzen werden sieben Abtheilungen von möglichst gleicher Mitgliederzahl gebildet, so daß der achte gezogene Name wiederum zur ersten, der neunte wiederum zur zweiten Abtheilung zählt. Da der Reichstag 397 Mitglieder zählt, so kommen, wenn keine Mandate erledigt sind, auf 5 Abtheilungen je 57 und auf 2 Abtheilungen je 56 Mitglieder. Die so durch's Loos gewählten 7 Abtheilungen bestehen für die ganze Dauer der Session fort, wenn nicht der Reichstag auf einen durch 50 Unterschriften unterzeichneten Antrag ihre Erneuerung beschließt. Jede Abtheilung hat ihr eigenes Zentrum, wo sie ihre Sitzungen abhält; sie wählt mit absoluter Stimmenmehrheit einen Vorsitzenden und einen Schriftführer, sowie Stellvertreter für beide.

Die Abtheilungen sind ohne Rücksicht auf die Zahl der anwesenden Mitglieder beschlußfähig; sie haben die Vorprüfung der Wahlen, weshalb ihnen eine möglichst gleiche Anzahl der einzelnen Wahlverhandlungen durch das Loos zugetheilt wird; sie vollziehen auch die Wahlen der Kommissionsmitglieder und regeln ihre Tagesordnung selbst, doch ist auch der Präsident des Reichstags berechtigt, für sie Sitzungen anzuberaumen.

Der Reichstag ist nur dann beschlußfähig, wenn mehr als die Hälfte seiner Mitglieder, also mindestens 199, anwesend sind. Nur für die Bildung der Abtheilungen besteht eine Ausnahme, sie werden ohne Rücksicht auf die Anzahl der anwesenden Mitglieder gebildet und es wird ihnen, wie bemerkt, von den eingegangenen verloosten Wahlverhandlungen eine möglichst gleiche Anzahl zur Vorprüfung zugetheilt.

Nachdem die Abtheilungen gebildet sind, wird die Beschlußfähigkeit des Hauses festgestellt. Nicht selten kommt es vor, daß in der ersten Sitzung eine beschlußfähige Anzahl der Mitglieder nicht anwesend ist. In diesem Falle beräumt der Vorsitzende eine zweite Sitzung, ja eventuell auch wohl eine dritte und vierte an, bis die genügende Anzahl von Mitgliedern versammelt ist.

Nun erst wird bestimmt, an welchem Tage zur Wahl des Präsidenten geschritten werden soll. Die Wahl geschieht ohne Rücksicht darauf, ob etwa diese oder jene Abgeordnetenwahl ungültig sein könnte, denn bis zur Ungültigkeitserklärung einer Wahl hat der Gewählte Sitz und Stimme im Reichstage.

Die Wahl des Präsidenten geht vor sich, indem jedes Mitglied den Namen desjenigen, den es zum Präsidenten gewählt wissen will, auf einen Zettel schreibt, welchen es bei Namensaufruf in die Urne legt. Hat sich eine absolute Mehrheit nicht ergeben, so sind diejenigen fünf Kandidaten, welche die meisten Stimmen haben, auf eine engere Wahl zu bringen. Wird auch bei der engeren Wahl keine absolute Mehrheit, d. h. mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen, erreicht, so werden diejenigen beiden Kandidaten, welche nunmehr die meisten Stimmen erhalten haben, auf eine zweite engere Wahl gebracht. Tritt jetzt Stimmengleichheit ein, so entscheidet das Loos, welches durch die Hand des Alterspräsidenten bzw. des Präsidenten der vorigen Session gezogen wird.

Ganz in dieser Weise erfolgt auch die Wahl des ersten und die des zweiten Vizepräsidenten.

Anderes aber und zwar in einer einzigen Wahlhandlung erfolgt demnächst nach relativer Stimmenmehrheit (also einfach nach der größten Stimmenzahl, ohne daß mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen zur Wahl nötig ist) die Wahl von acht Schriftführern. Bei Stimmengleichheit entscheidet immer das Loos.

Der Präsident und die Vizepräsidenten werden zu Anfang einer Legislaturperiode das erste Mal auf 4 Wochen, dann aber für die übrige Dauer der Session gewählt. In den folgenden Sessionen einer Legislaturperiode erfolgt die Wahl sofort für die Dauer der Session. Die Wahl der Schriftführer geschieht für die Dauer jeder Session, jedoch kann der Gewählte nach Ablauf von 4 Wochen zurücktreten. Der Präsident ernennt für die Dauer seiner Amtsführung aus der Versammlung zwei Quästoren für das Kassen- und Rechnungswesen.

So umständlich, wie die Wahl des Präsidenten nach oben Angeführtem erscheinen mag, ist sie in Wirklichkeit nicht, denn alle wichtigen Angelegenheiten des Reichstags werden, bevor sie zur Beschlußfassung gelangen, von allen Parteien, privatim sowohl wie amtlich, hinlänglich erörtert und es versuchen die einzelnen Fraktionen, sich eventuell gegenseitig zu verständigen. Die alten Parlamentarier, die Führer der Fraktionen, treten zu einem Konvent zusammen, dem Senioren-Konvent.

Die Wahl des Präsidenten ist von größter Wichtigkeit. Darum läßt es sich die stärkste Partei gewiß nicht nehmen, ihn aus ihrer Mitte oder doch einen ihr genehmen Präsidenten zu wählen. Die zweitgrößte Partei wird dadurch entschädigt, daß der erste Vizepräsident aus ihrer Mitte hervorgeht und der zweite Vizepräsident pflegt dann einer dritten Partei anzugehören. Jedoch sind schon manche Vergewaltigungen, besonders gegen das Zentrum, vorgekommen. Bei der Wahl des Vorstandes wird auch darauf Rücksicht genommen, daß die einzelnen Vorstandmitglieder nicht ein und demselben Bundesstaate angehören, daß vielmehr möglichst viele Bundesstaaten im Vorstande vertreten sind. Daher pflegt der Präsident Preußen anzugehören; der Vizepräsident Bayern u. s. f. Dies

wird aber alles schon vorher in Aussicht genommen und daher vollziehen sich die Wahlen schneller als es, wie gesagt, nach dem hier beschriebenen Verfahren den Anschein hat.

Dem Präsidenten liegt die Leitung der Verhandlungen, die Handhabung der Ordnung und die Vertretung des Reichstags nach außen ob. Er hat das Recht, den Sitzungen der Abtheilungen und Kommissionen mit beratender Stimme beizuwohnen. Er beschließt über die Annahme und Entlassung des für den Reichstag erforderlichen Verwaltungspersonals, sowie über die Ausgaben zur Deckung der Bedürfnisse des Reichstags innerhalb des gesetzlichen Voranschlages. Er ernennt die Quästoren, weist den Vizepräsidenten und Schriftführern ihre besonderen Funktionen, z. B. Oberaufsicht über die Stenographie, die Bibliothek, die Restauration, die Tribünen an, ertheilt den Mitgliedern des Reichstags bis zu 8 Tagen Urlaub (für längere Zeit bewilligt der Reichstag den Urlaub), ist jedesmaliger Vorsitzender der Adresskommission, ferner Mitglied und Sprecher jeder Deputation.

Die Vizepräsidenten vertreten den Präsidenten in Behinderungsfällen nach der Reihenfolge ihrer Erwählung.

Die Schriftführer haben für die Aufnahme des Protokolls und den Druck der Verhandlungen zu sorgen, daher auch die Revision der stenographischen Berichte zu überwachen. Sie lesen die Schriftstücke vor, halten den Namensaufruf, vermerken die Stimmen und haben den Präsidenten in der Beforgung der äußerlichen Angelegenheiten des Reichstages zu unterstützen.

Präsidenten, Schriftführer und Quästoren bilden den Vorstand des Reichstags. Der Vorstand, mindestens aber die Aemter der Präsidenten dauern auch während der sitzungsfreien Zeit fort, da immerhin Angelegenheiten des Reichstags auch in dieser Zeit zu erledigen sind. In der Regel werden auch die einmal gewählten Vorstandsmitglieder wieder gewählt, wenigstens in den Sessionen derselben Legislaturperiode, d. h. desselben Reichstags, weniger dagegen beim Beginn einer neuen Legislaturperiode, weil dann gewöhnlich eine Verschiebung der Parteien nach der allgemeinen Reichstagswahl stattgefunden hat.

Die Mitglieder des Reichstags sollen als solche keine Befoldung (Diäten) oder Entschädigung beziehen. Demnach erhalten auch die Vorstandsmitglieder für Wahrnehmung ihrer Funktion nicht die geringste Entschädigung. Nur freie Fahrt auf den Eisenbahnen ist den Reichstagsabgeordneten gewährt, dem Präsidenten auch eine (am Pariser Platz in dem Fürst Bismarckschen Palaste gelegene Dienstwohnung. Die preussischen Abgeordneten dagegen erhalten 15 Mark Diäten pro Tag.

Nachdem die Vorstandswahlen beendet sind, treten die Gewählten ihre Funktionen sofort an. Mit diesen Wahlen ist dann die erste Tagesordnung erledigt und es wird über die nächste Sitzung und deren Tagesordnung Beschluß gefaßt. Der Reichstag ist nun konstituirte und zu allen ihm überhaupt zukommenden Thätigkeiten berechtigt.

## Politisches und Sozialpolitisches.

In welcher kolossalem Maße die Reichsausgaben gewachsen sind, ergibt folgende Zusammenstellung. Es betragen in Millionen:

	1884/85	1887/88	1888/89
Gesamt-Ausgaben des Reichs . . .	600,3	921,6	1 199,7
Darunter fortdauernde Ausgaben . . .	550,6	646,9	772,0
einmalige Ausgaben . . .	49,7	274,3	149,7
Seeresverwaltung . . .	873,6	575,3	727,7
Marineverwaltung . . .	88,1	47,5	48,8
Matrularumlagen . . .	102,6	186,7	212,7
Zölle und Verbrauchssteuern . . .	351,5	292,1	493,4

Es sind hiernach die Gesamtausgaben des Reichs in der Zeit von 4 Jahren von 600,3 Millionen auf 1 199,7 Millionen, also gerade um das Doppelte gewachsen. Die Ausgaben für das Heer sind von 373,6 Millionen auf 727,7 Millionen, also auch fast das Zweifache angewachsen. Die Marine erfordert ebenfalls 10 Millionen mehr. An Reichssteuern werden 142 Millionen mehr erhoben, wovon vielleicht ganze 20 Millionen als Steuerergütungen in die Taschen der Steuerzahler zurückfließen. Alles Uebrige geht zur Deckung der „ordentlichen“ Reichsausgaben und zur Zahlung der Zinsen für die Vermehrung der Reichsschuld auf.

In welcher opferbereiten Weise die deutschen Arbeiter für ihre Vorkämpfer eintreten, mag die Thatsache beweisen, daß bis jetzt für die Familie des unglücklichen Hafenclevers 12 000 Mark aufgebracht worden sind. Der Fond wird unter sichere Verwaltung gestellt und dafür gesorgt, daß aus den Erträgen desselben die bedauernswerte Frau und die beiden Kinder vor Mangel geschützt werden. An eine Heilung Hafenclevers ist, wie gesagt, nicht mehr zu denken.

In der zweiten Aprilwoche haben in Hannover umfangreiche Hausfuchungen stattgefunden. Es wurden fast alle irgendwie als intelligentere Sozialdemokraten bekannten Persönlichkeiten damit beehrt. Das Resultat scheint aber ein sehr geringes gewesen zu sein. Verhaftungen sind gar keine vorgenommen. — Die deutsche Polizei huldigt jetzt überhaupt dem Grundsatz: keine Woche ohne ein Duzend Hausfuchungen. Es ist das ganz recht, da bleiben beide Theile in Uebung und auf dem Posten. Ein solcher Zustand ist viel angenehmer, als wenn nach langer Ruhe ein plötzlicher Ueberfall erfolgt! In Hameln hat man auch im Auftrage des hannoverschen Staatsanwaltes gehäusucht. Reaktionen Blätter melden, daß „massenhaftes“ Material gefunden ist. Wenn man aber einerseits die

Ausschneiderei dieser Presse kennt und andererseits in Betracht zieht, was häufig alles bei solchen Hausfuchungen beschlagnahmt wird, dann weiß man, wie wenig auf solche Nachrichten zu geben ist. Verhaftungen sollen auch dort nicht vorgekommen sein. — Nach Allem dem scheint es, als ob Massenprozesse vorbereitet werden, um bei der nächsten Reichstagswahl nicht nur 9, sondern etwa 90 „Führer“ und Redner im Loche zu haben. Man wird gut thun, diesen Umstand recht bald ins Auge zu fassen, damit dadurch keine Verwirrung eintritt.

Die ausgewiesenen Züricher Genossen haben in einem Flugblatt eine Erklärung an alle Freunde der Schweiz gerichtet, worin sie im Interesse der Sache konstatieren, daß ihre Ausweisung wegen Meinungsäußerung durch die Presse erfolgt sei. Nicht eine einzige Handlung hätte ihnen nachgewiesen werden können, die einen Verstoß gegen das gemeine Recht enthalte, weder Vorbereitung, noch Aufforderung, noch auch nur Ermunterung zu gewaltthätigen beziehungsweise hochverräterischen Unternehmungen. Die Leiter des „Sozialdemokrat“ hätten nicht ihre eigene Konvenienz zu Rathe gezogen, wie der Bundesrath behauptet, sondern sie hätten sich ausdrücklich zu größerer Sorgfalt und zur Vermeidung grob anstößiger Wendungen verpflichtet, den prinzipiellen Standpunkt aber gewahrt. Jedes politische Blatt sei ein „Kampforge“, ein jedes führe eine mehr oder minder aufreizende Sprache, doch sei jeder Streit darüber überflüssig, da der Schlag von Berlin ausgehe und die Antwort sei auf die Enthüllungen über das schmachvolle Treiben des Lockspiegelwesens. — Wir tragen übrigens zu unseren Bemerkungen in der letzten Nummer berichtend nach, daß keiner der vier Genossen aus Deutschland ausgewiesen ist. Bernstein befand sich bereits vor dem Erlaß des Sozialistengesetzes in der Schweiz, und Motteler hatte Leipzig verlassen, bevor es mit dem Belagerungszustande beglückt wurde. — In mehreren Volksversammlungen haben Schweizer Arbeiter und Bürger bereits die schärfste Mißbilligung des bundesrätlichen Vorgehens ausgesprochen.

Ein höchst sonderbares Wahlgesetz besteht im Großherzogthum Weimar. Vielleicht in keinem anderen Lande werden solche Minoritätswahlen vollzogen. Eine Handvoll Wähler vollzieht die Wahl. Daran ist, wie gesagt, das Wahlgesetz schuld, welches die Wähler in 4 Klassen theilt, nämlich in die ehemaligen Reichsritterschaftlichen, in die der Grundbesitzer mit mindestens 3000 M. jährlicher Rente, in die der anderen Höchstbesteuerten mit mindestens 3000 M. Einkommen und die übrigen Wähler, welche wieder nicht direkt, sondern durch Wahlmänner wählen.

Wie dem Buchdrucker-Unterstützungsvereine sind von Seite der Behörde jetzt auch dem Verbande deutscher Hutmacher ähnliche Zumuthungen betreffs Statutengenehmigung, Vorstandsangelegenheiten zc. gemacht worden. Wir hoffen, daß die deutschen Hutmacher etwas mehr Rückgrat zeigen und es auf das Neueste ankommen lassen werden.

In Belgien beginnt demnächst die Wahlzeit. Das Organ der Sozialisten, der „Peuple“ in Brüssel erscheint zur energischeren Förderung der Arbeiterfrage binnen kurzem in vergrößertem Format.

Die irische Nationalliga hat am Sonntag den Beweis geliefert, daß sie die Leidenschaften ihrer Anhänger vollständig im Zaum zu halten vermag, falls nicht seitens der Regierung, der Polizei oder des Militärs eine Herausforderung erfolgt. In den Grafschaften Cork und Westmeath waren von der Liga große Volksversammlungen angekündigt worden, die von der Regierung diesmal nicht verboten wurden. Die Versammlungen, in denen die Abgeordneten O'Brien und Dillon Reden hielten, sind ohne Unruhestörungen in bester Ordnung verlaufen. Polizei und Truppen waren zwar in großer Stärke am Platze, behelligten aber die Kundgebungen nicht.

Die „manchesterliche“ Regierung der Vereinigten Staaten thut zuweilen mehr für ihre Beamten und

Arbeiter wie unser Staat trotz alles „praktischen Christenthums“. Der Bundeskongreß hat dort vor kurzem die sogenannte Briefträgerbill angenommen. Sie verordnet, daß acht Stunden ein Tagewerk für Briefträger sein soll und daß sie dabei denselben Lohn bekommen sollen, den sie jetzt für längere Arbeitszeit erhalten.

**Der Reichstagsabgeordnete Grillenberge.** — rde am 19. April in Nürnberg von der Anklage freigesprochen, nach dem Verbot das bekannte Manifest des sozialdemokratischen Centralwahl-Komitees verbreitet zu haben.

**Der Maurer Wischle in Berlin** wurde bekanntlich am 18. März von der Polizei lange Stunden in Gewahrsam gehalten. Auf seine Beschwerde ist ihm jetzt der Bescheid zu Theil geworden, daß die Sistrung durchaus gerechtfertigt war und daß die beteiligten Beamten sich durchaus ihren dienstlichen Verpflichtungen entsprechend verhalten haben.

**In Crefeld** wurde auch Herr Carl Weich mit Hausfuchungen bedacht. Am 3. d. M., Morgens 7 Uhr, wurden sämtliche Bohn-, Geschäfts- und Schlafräume durchsucht, selbst alle Rückfichten auf die krank darniederliegende Frau wurden beiseite gelassen. Ein Postbuch mit dem Verzeichniß der Nachnahmenseudungen, eine Reihe Postquittungen wurden mitgenommen. Am 18. April wiederholte man das Verfahren, diesmal Abends, aber auch hier war außer einem St. Galler Protokoll und einigen „Sozialdemokraten“ nichts zu beschlagnahmen.

**Gegen den Sozialdemokraten Zuber, Berlin, Fehrbellinerstr. 38,** war gestern, Freitag, Termin angelegt auf Grund des § 19 des Sozialistengesetzes und des § 49 des Strafgesetzbuches. Ueber das Resultat ist uns zur Stunde noch nichts bekannt. Die Anklage stammt von einer Hausfuchung her, die am 18. Dezember v. J. stattfand und bei der sechs Exemplare des Sozialdemokrat gefunden wurden. Als J. die Vorladung erhalten hatte, kam sonderbarer Weise ein Schutzmann zu ihm, der ihn endlos ausfragte: ob er die Kosten des Prozesses zahlen werde, ob er überhaupt bezahlen wolle, ob in Raten, in Raten von welcher Höhe, ob die Frau mitarbeite, ob er Vermögen habe, für wen er seine Waaren (Bantoffeln) liefere. Zu solchen Fragen hat natürlich niemand ein Recht und es ist ganz richtig, wenn von vornherein von den Betroffenen die Antwort verweigert wird.

### Briefkasten.

**Meyer.** Ist Scheidungsgrund. Natürlich müssen Sie Attest und alles haben. Sie müssen einen Rechtsanwalt haben und thun daher am besten, die näheren Erkundigungen einzuziehen.

**Cigarren- und Tabak-Fabrik**  
von  
**H. Gumpel,**  
Berlin N.O., Barnimstr. 42.  
Lager von Rauch-, Rau- und Schnupftabak,  
sowie russischer und türkischer Cigaretten.  
Allen Männern der Arbeit empfehle mein  
**Weiss- u. Bairisch-Bier-Lokal.**  
W. Haugk, Weinstraße 22.

**C. Wildberger**  
Tapezierer und Dekorateur  
Berlin S., Kommandantenstr. 60,  
empfiehlt sich zur Anfertigung von Polster- und  
Dekorationsarbeiten in der einfachsten bis  
zur elegantesten Ausführung, sowie zum Um-  
polstern zc. und Renarrangiren von Gardinen  
unter Aufsicherung solid. Arbeit bei bill. Preisen.

**Cigarren- und Tabak-Fabrik**  
von  
**Ballmüller & Steinicke,**  
Ackerstraße 22, Hof pt.,  
neben der Markthalle.  
Sonntags bis 2 Uhr Nachmittags geöffnet.

Freunden und Bekannten empfehle mein  
**Weiß- und Bairisch-Bier-Lokal,**  
Frühstück, Mittagstisch nach Auswahl 45 Pf.  
Abendstisch nach Auswahl 30 Pf.  
Vereins-Zimmer zu vergeben.  
Herm. Liewald, Mariannenstr. 46.

**Cigarren u. Tabake**  
reichhaltiges Lager  
von  
**C. Klein.**  
15. Ritterstraße 15.

Dieselbst Jahrestelle der Wirtler u. Bronceure (E. S. 60.)  
Billige Reste für Herrenhosen u. Jaquetts, sowie  
Reste für Damenregenmäntel, Jaquetts, Kleider-  
stoffe zc. zc. **A. Karle, Lanfherpl. 1.**  
Gute Waldemarstr. im Keller.

**Fachverein der Tischler.**  
Sonnabend, d. 28. April, Abends 8 1/2 Uhr,  
in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.  
**Ordentl. General-Versammlung**

Tagesordnung:  
1. Quartalsbericht des Vorstandes und der  
Kommissionen. 2. Ersatzwahl des Vorstandes und  
der Arbeitsvermittlungs-Kommission. 3. Vereins-  
angelegenheiten. 4. Fragelasten. Das Quittungs-  
buch legitimirt. Neue Mitglieder werden in der  
Versammlung aufgenommen.  
**Der Vorstand.**

**Arbeitsnachweis für Tischler.**  
Der vom Fachverein der Tischler begründete  
Arbeitsnachweis befindet sich Alte Jakobstr. 38  
im Restaurant Schumann. Die Arbeitsvermitte-  
lung geschieht für Meister und Gesellen (auch  
Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich.  
Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen  
von 8 1/2 bis 10 Uhr Abends, Sonntags  
von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich  
die vier Kassirer der „Ortskrankenkasse der Tischler  
und Pianofortarbeiter Berlins“ verpflichtet haben,  
sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten,  
ersuchen wir, nur den obengenannten Ar-  
beitsnachweis zu benutzen. **Der Vorstand.**

**Grosse öffentliche Tischler-Versammlung**  
Montag, den 30. April, Abends 8 1/2 Uhr, in Niesl's Festsaal, Weberstr. 17.  
Tages-Ordnung:  
1. Die Lohnbewegung der Tischler in den verschiedenen Städten Deutschlands  
und wie verhalten sich die Berliner Tischler dazu. Referent Wilhelm Schmidt.  
2. Bericht der Kommission über ihre bisherige Thätigkeit.  
3. Wahl einiger Kollegen zur Entgegennahme freiwilliger Beiträge auf den noch  
näher zu bestimmenden Stellen.  
Das Erscheinen Aller ist Pflicht.  
**Der Einberufer.**

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete  
**Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft**  
der Schneider zu Berlin (E. G.)  
30 Zimmerstrasse 30  
empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben  
jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.  
Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand.  
Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots,  
aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

**Achtung!**  
Sehr wichtig für Jeden, der sich Aufklärung über die Pfaffenherrschaft verschaffen  
will, veräume nicht, sich die  
„Geschichte der Verbrechen und Frevel, welche die Priesterschaft  
seit 1200 Jahren an der deutschen Nation begangen hat“,  
anzuschaffen. Gegen Einendung von 1 Mart 20 Pf. in Briefmarken, franco.  
**L. Langer, Buchhandlung,**  
Chemnitz, Linienstrasse 6.

Die seit 1877 bestehende, weitbekannte  
**Uhrenfabrik**  
von  
**Max Busse**  
157. Invaliden-Strasse 157,  
neben der Markthalle,  
verkauft jetzt **sämtliche Uhren zu bedeutend herab-  
gesetzten Preisen.** Für jede Uhr wird reelle Garantie  
geleistet.  
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten  
ermöglichen derselben Firma den Verkauf von  
**Gold-, Silber-, Granaten- u. Korallenwaaren**  
zu fabelhaft billigen Preisen.  
**Spezialität: Ringe.**  
Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste  
ausgeführt.  
Freunden und Genossen theile hierdurch ergebenst mit, daß sich mein  
**Nähmaschinen-Geschäft**  
seit 1. April Reichenbergerstraße 124 befindet.  
**Gotthold Apelt, Reichenbergerstr. 124 part.**

**E. Kuntze,**  
Stalitzerstr. 18. (Zum lustigen Stiefel)  
empfiehlt seinen reichhaltigen und kräftigen  
Frühstück- u. Mittagstisch mit Bier 50 Pf.  
Abendstisch nach Auswahl zu soliden Preisen.

**Fachverein der Steinträger**  
Berlins.  
**Ausserordentl. Versammlung.**  
Sonntag, d. 29. April, Vormittags 11 Uhr,  
in Scheffer's Salon, Inselstr. 10, 2 Tr.  
Tagesordnung:  
1. Unsere diesjährigen Akkordpreise und wie  
stellen sich die Arbeitgeber hierzu.  
2. Innere Vereinsangelegenheiten.  
3. Verschiedenes und Fragelasten.  
Bau-, Maurer- und Zimmermeister, sowie  
Gäste durch Mitglieder eingeführt, erhalten Zutritt.  
**Der Vorstand.**

**Unterstützungsverein der Maurer**  
im Westen Berlins.  
Am Sonnabend, den 5. Mai, Abends 8 Uhr,  
findet ein

**Tanzkränzchen**  
in Knechtel's Salon, Dennewitzstr. 13, statt.  
Billets sind zu haben bei den Herren: Zänke,  
Steinmeyerstr. 33; Däumler, Fietzenstr. 3; Freidank,  
Wilowstr. 64; Franke, Landgrafenstr. 4; Läume,  
Derfingerg. 6; sowie in unserer Jahrestelle,  
Wilowstr. 60 bei Küster und im Cigarrengeschäft  
von Kessler, Dennewitzstr. 13 und Cigarrengeschäft  
von Fischer, Schaperstr. 10.  
**Das Vergnügungskomitee.**

**Verband deutscher Mechaniker**  
und verw. Berufsgenossen.  
(Zahlstelle Berlin.)

**Versammlung**  
am Mittwoch, d. 2. Mai, Abends 8 1/2 Uhr,  
bei Lammer's, Kommandantenstr. 71-72.  
Tagesordnung:  
1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.  
4. Fragelasten.  
Um zahlreichen Besuch bittet  
**Der Vorstand.**

**Fachverein der Posamentierer**  
und Berufsgenossen.  
**Versammlung.**  
Montag, den 30. April, Abends 8 1/2 Uhr,  
im Königstadt Kasino, Holzmarktstr. 72.  
Tagesordnung:  
Vortrag des Herrn Dr. Huber: „Altes  
und Neues aus der Naturgeschichte“.  
Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.  
**Der Vorstand.**

**Fachverein der Rohrleger.**  
**Versammlung**  
am Sonntag, den 29. April, Vormittags  
10 Uhr, in Fenerstein's Salon, Alte Jakob-  
straße 75.  
Tagesordnung:  
1. Vortrag. Welche Vorteile bietet uns der  
Großbetrieb?  
2. Ergänzungswahl des Vorstandes.  
3. Verschiedenes, Fragelasten und Aufnahme  
neuer Mitglieder.  
NB. Das Stiftungsfest, verbunden mit Familien-  
kränzchen, findet Sonnabend, den 5. Mai et-  
Abends 8 Uhr, im obigen Lokal statt. Kömme  
und Freunde des Vereins sind willkommen.  
Billets sind in der Versammlung zu haben.  
**Der Vorstand.**

## Vornehmer Wettbewerb.

Aus dem Arbeiterinnenleben.  
Von Bernhard Wittenberger.  
(„Deutsche Blätter“.)  
(Fortsetzung und Schluß.)

„D jetzt weiß sie, warum sie hier überflüssig ist: diese vornehmen Damen arbeiten zum Vergnügen — sie tragen ja keine Angst um ein paar Mark für Miethe und Brod — was wissen die von Hunger und durchwachten Arbeitsnächten!“

Mit zuckenden Wimpern starrt sie vor sich hin. Diese Damen liefern drei Decken für sechs Mark, und sie hat nur eine und will ebenso viel! Sie weiß jetzt, daß man sie abweisen wird, und was dann? Der Vermietherin jagten: „Ich habe nichts. Sie wird sie aus dem Kämmerchen jagen, und dann, was dann? Von neuem auf die Suche nach einem Obdach und dann nach Arbeit, tagelang, wochenlang vielleicht. Und sie geht so schlecht in den alten dünnen Schuhen mit den abgelaufenen Abjäten — und das Stechen in der Brust! Nein wenn sie ihre Arbeit nicht los wird, geht sie nicht nach Haus — eher sterben.“

Sie hört nicht, wie Herr Michel die Damen unter Lachen und Höflichkeit an die Thür geleitet, sie merkt nicht, wie sich der Laden allmählich leert, und daß sie endlich allein steht.

„Was wollen Sie?“ Die Frage, womit sie der junge Ladenmensch annähert, fährt sie auf.

Stotternd, verlegen bringt sie ihr Anliegen vor, und ihre Hände fahren zitternd und ungeschickt hin und her, bis sie die geübte Decke ausgebreitet haben, die er, ohne einen Blick darauf zu werfen, mit einer lässigen Bewegung vom Tisch nimmt und hinein ins Bureau trägt, wo Herr Michel wieder vor seiner Kasse Platz genommen hatte.

Sie stützt sich krampfhaft auf den Tisch, die brennenden matten Augen auf das Gesicht Michel's gerichtet, der sich jetzt mit einer leichten Kopfdrehung ihrer Arbeit zuwendet. Er wehrt mit der Hand:

„Nichts, nichts — wir brauchen keine Arbeiterinnen mehr — wird nichts mehr angenommen.“

Der junge Mann kommt zurück und schiebt ihr die Decke über den Tisch.

„Ist nicht“, sagte er, „haben keine Verwendung.“

Sie rafft sich auf und drängt mit einer gewaltigen Anstrengung die Thränen zurück.

„Ach — nehmen Sie mir's doch ab — ich gebe sie ja gern billig ab — ich gebe sie ja gern billig. Bitte, bitte, sagen Sie doch Herrn Michel, nur diese eine Arbeit noch — nur die eine möge er nehmen, seien Sie doch so gut —“

Der Kommissar wirft einen prüfenden Blick auf die Bittstellerin. Er sieht in ein unschönes mageres Gesicht, auf eingefallene, gelblich blasse Wangen, in ein paar glanzlose Augen, die Lidern geschwollen, die Lippen so well und schlaff — er zuckt die Achseln und wendet sich ab.

Noch einen Augenblick schaut sie hilflos umher.

Die Ladenmädchen räumen auf und reihen die Schachteln ein, der Kommissar spitzt seinen Bleistift, steckt ihn hinter's Ohr, stellt sich vor den kleinen Spiegel und streicht mit einem Taschentüchlein seinen Scheitel glatt, Herr Michel zählt drin im Geschäftszimmer den Kassenbestand, Niemand befürmert sich um sie und ihre Arbeit, nur ein kleiner Junge, der mit dem Auflesen der Papierschnitzeln und Fäden beschäftigt ist, sieht einmal zu ihr auf und bittet sie, nachdem er rings alles aufgelesen, leise, zur Seite zu treten und ihm Platz zu machen.

Hastig schlägt sie die zerfetzte Zeitung um ihre Stiderei, knüpft den Faden drum, wirft noch einen Blick umher und schleicht dann hinaus.

Sie fühlt nicht das Reißen und Stechen in der Brust, sie spürt nicht den qualenden Hunger, sie denkt nur: Morgen ist der Erste, du hast kein Geld — wenn du nur sterben könntest; sie denkt an den Fluß, an die glitzernden Wellen, die so rasch dahineilen . . .

Die Konditorei Rouchelle ist sehr beliebt; sie hat so hübsche Sonderstübchen, wo man ungehört den süßen Lederbissen huldigen kann. —

Melanie schnellte mit einer Zuckung der Nasenmuskeln den feinen goldumranderten Zwicker von seinem Sitz und ließ sich mit einem schrecklichen Seufzer in die Polsterlehne des Sessels zurückfallen.

„Ach, bin ich satt! Nein, diese Rahmtorte bringt mich noch um's Leben — ich kann nicht genug bekommen. Ach, köstlich, köstlich!“

Die zwei jungen Freundinnen blickten lachend von ihrer Arbeit, einem Teller voll Schneegebäck, auf und betrachteten Melanie, welche die Füße weit von sich streckend und die Arme hängend lassend, ihre volle üppige Gestalt auf dem Stuhle wogte.

Bertha hob mit recht mädchenhafter Geberde das schmale Handchen vor die frisch, mit einem leichten Streifen Schneeschaum gezierter Lippen, warf einen ungeschickten ängstlichen Blick nach dem großen Fenster, vor dem sie saßen, und sagte:

„Aber nein — Melanie — wenn man dich so sahe —“

Friederike wurde ebenfalls unruhig:

„Es ist wahr — wenn man uns sahe!“

Melanie lächelte belustigt auf.

„D ihr Gänschen — seht doch, diese Scheiben sind wohlweislich so eingerichtet, daß man gut hinaus, aber keineswegs hereinsehen kann. Nein, da müßte die Konditorei Rouchelle nicht die erste der Stadt sein, wenn sie nicht einmal mit so einfachen Maßregeln gegen unbefugte Blicke ausgestattet wäre. Wir sind hier ganz sicher: Frau Rouchelle läßt gar Niemand in unser Kneipstübchen, dafür kennt sie ihre Leute.“

Bertha schien von dieser Auseinandersetzung nur oberflächlich beruhigt; die großen dunklen Augen eilten schein und hastig von einem Gegenstand zum anderen, manchmal fuhr sie rasch über die leicht geröthete Stirne, und ein deutlicher Zug um den Mund verrieth, daß sie sich hier nicht recht behaglich fühlte.

Friederike hatte alle Kengstlichkeit überwunden; sie bemühte sich wenigstens, vor Melanie nicht mehr lächerlich zu erscheinen, und als diese ihr zierliches Täschchen öffnete, demselben eine Zigarette entnahm und es ihr anbot, griff sie herzhast zu, während Bertha dankend ablehnte und gedankenvoll vor sich hinsah.

Behaglich rauchend, auf den Ellbogen gestützt, mußerte Melanie die Vorübergehenden. Die Brücke über den Fluß, die fast gradenwegs auf die Konditorei zuführte, war ziemlich belebt, und so fehlte es denn nicht an Unterhaltungsstoff; dort wurde an einen etwas auffälligen Sonnenschirm, da an die orange-gelben Handschuhe eines dahinschlendernden Herrn angeknüpft. Endlich fiel den beiden die Theilnahmslosigkeit Bertha's auf, die mit dem Messer spielend, die Krümchen auf ihrem Teller in kleine Häufchen zusammentrug. Melanie tupfte ihr nach einer Weile leicht auf die Hand:

„Na, Bertha — du rechnest wohl aus, ob der schöne Verdienst, den uns dieser Knauer von einem Michel heute zukommen ließ, für die Rechnung der Frau Rouchelle reichen wird — nur unbeforgt, es bleibt nichts übrig. Ich kenne die Preise. Morgen aber nimmt jede wieder etwas ordentliches in Arbeit, damit wir wieder bei diesem Michel auftauchen können. Schade, daß er so schlau ist — er giebt, was er will, und wir nehmen, was er giebt. Weiß er doch immer geschickt anzubringen: Wenn Ihnen die Arbeit nur Vergnügen macht, meine Damen! Natürlich kann unsereins nichts darauf erwidern.“ —

Friederike stieß einen Seufzer aus:

„Freilich, so ist's — und dem Papa mag man doch auch nicht mit jeder Kleinigkeit auf dem Halbe liegen — er muß oft genug mit dem lieben Gelde herhalten.“

Melanie warf den Kopf zurück, daß die hohe weiße Maraboutfeder auf dem Gute noch geraume Zeit nachzitterte:

„Pah, was ist Geld, wenn es nicht dazu dienen soll, das Leben angenehm zu machen. Unsere Arbeit ist Zeitvertreib, ich weiß bestimmt, daß für Michel die feinsten Damen arbeiten; die einen, um etwas mehr für den Fuß anzuwenden; die anderen, weil es ihnen Spaß macht, andere, um ihr Extra-Konditorstündchen herauszuschlagen, und zu diesen gehöre ich — was ist dabei?“ —

Ein Schrei von der Brücke her scholl über die Straße.

Getümmel erhob sich, Leute eilten vom Fußweg nach dem Flußufer zu, auf der Brücke blieb man stehen, und alles blickte über das Geländer.

Ein Mann, der ebenfalls dem Ufer zueilte, wurde vor ihrem Fenster von einem Knischer angehalten.

„Was giebt's?“ rief der eine dem andern zu.

„Ein Mädchen ist in's Wasser gesprungen!“

Sie sahen, wie ein paar Schiffer einen Kahn lösten und nach der Mitte des Flusses steuerten. Von oben deutete man da und dort hin — es schien vergebens. Nach einer Weile fuhren sie unter der Brücke her abwärts, und die Menge zerstreute sich allmählich bis auf einzelne, die als Zuschauer keine Zeit zu verlieren hatten.

Melanie trat vom Fenster zurück.

„Kommt, Kinder — so etwas ereignet sich hier alle Tage.“

„Hörst du, sie sagen, es wäre ein junges Mädchen. Schrecklich — puh, das kalte Wasser!“ meinte Friederike und schüttelte sich. „Ich begreife überhaupt nicht, wie Jemand auf Selbstmordgedanken gerathen kann.“

Melanie zündete sich ihre Zigarette auf's neue an.

„Es ist nicht so schrecklich, wie man sich vorstellt. Neulich brachte ja das Meier'sche Familienblatt über die Sache einen famosen Artikel von einem berühmten Professor. Selbstmörder handeln alle im Wahnsinn; die Gehirnpartikeln nehmen eine gewisse Lage an, und dann ist's eben vorbei mit der Vernunft — sie springen in's Wasser, hängen sich, legen sich über die Schienen u. s. f.“

„Man sagt aber doch, daß so viele die Noth in's Wasser treibt.“

„Pah, das ist Unsinn — die Leute, welche einmal eine fehlerhafte Gehirnkonstruktion haben, begehen ihren Selbstmord, ob sie Mittags sechs Gänge bei der Tafel, oder nur ein Stück Brod verzehren. — Sieh da, da geht der hübsche Husarenlieutenant von neulich — der paßt gewiß wieder auf uns. Wir wollen machen, daß wir noch ein bißchen auf die Straße kommen.“

Mit diesen Worten drückte Melanie auf die Tisch-

platte, und gleich bewegte sich die schwerfällige Gestalt der Frau Rouchelle durch die Thür.

„Meine Damen — wünschen?“

„Zahlen, bitte.“

Frau Rouchelle rechnete sechs Mark zusammen, und Melanie und Friederike schauten sich lächelnd mit demselben Gedanken an, als die zwei Thalerstücke, die Michel vor zwei Stunden gespendet hatte, weiter wanderten.

Bertha stand immer noch am Fenster; sie hörte nichts von der Unterhaltung, wandte sich aber jetzt der Frau zu und fragte: „Haben Sie nichts gehört von dem Mädchen, das da vorhin in's Wasser sprang?“

„Ach, das arme Ding hat sicher seinen Zweck erreicht; die Leute suchen noch immer, bis jetzt hat man nur ein Päckchen aufgefischt, das sie bei sich hatte. Es war eine große fertige Stiderei drin.“

„Da hast du's“, fiel Melanie ein, „von Selbstmord aus Noth kann schon in diesem Falle keine Rede sein, eine Stiderei läßt sich verwerthen, verkaufen, mit Stiden kann man sich sogar, wenn man nur will und fleißig ist, ernähren.“

Bertha hört nichts von dem Meinungsaustrausch der Freundinnen, sie schaut starren Auges durch die Scheiben auf den Fluß, in dem sich die farbensprühende Gluth des Abendhimmels spiegelt. Von dem jenseitigen Ufer werfen die Fenster der Häuser blendende Lichter, dann und wann wieder verdeckt durch die schwer und düster dahinziehenden Rauchwolken eines nahen Fabrikschornsteins. Auf der Brücke sammeln sich wieder die Leute und schauen hinab. Der von den zwei Männern geführte Rachen kommt stromaufwärts; jedesmal, wenn sich die Ruder aus dem Wasser heben, blitzen die Wassertropfen wie helles leuchtendes Gold, funkelnd und glitzernd gleiten die Wellen wie im neckischen Spiele dahin, im Rachen aber liegt angestreift eine weibliche Gestalt — starr, regungslos, still.

Bertha schaudert, wie vom frostigen Hauch berührt, leise zusammen — sie kann den Blick nicht abwenden von dem bleichen, von nassen Haarsträhnen umzogenen Gesicht, dessen Züge sie vergebens genauer zu erkennen sucht. Schwer und dumpf legt sich's auf ihre Brust, es ist ihr, als trägen sie alle Schuld an der Todten, alle die da gaffen, deuten, die Häufe reden und — sie selbst mit; es ist ihr, als läge in diesem Rachen eine schreckliche Wahrheit und alles andere um sie her, die ganze Welt, sei Schein, Heuchelei, Lüge. . . .

## Ulrich von Gutten.

Zur Erinnerung an seinen 400 jährigen Geburtstag.

Janssen macht in seiner Geschichte des deutschen Volkes, einem katholischen Tendentenwerke, Ulrich v. Gutten den Vorwurf, daß ihn niemals eine große Idee bewegt habe. Es ist dies die unverschämteste Geschichtslüge, die jemals gedruckt worden ist.

Auch einen Revolutionär nennt Janssen Ulrich v. Gutten.

Darin mag er Recht haben!

Aber was konnte Gutten zu seiner Zeit und mit seinem Temperament anderes sein?!

Das 15. Jahrhundert und mit ihm jener ganze Zeitabschnitt, den wir Mittelalter nennen, hatte sein Ende erreicht!

Als ein schier unaussprechlicher Wust von Uebelständen, Borurtheilen und Ungerechtigkeiten lagen die Errungenschaften eines Jahrtausends auf dem deutschen Vaterlande.

Die Religion war zu einem von habgierigen Priestern arrangirten Gögendienst herabgesunken. Pfäffischer Druck tödtete den freien Gedanken, verbot das freie Wort. Das Deutsche Reich drohte auseinanderzufallen, die einzelnen Fürsten und Herren bekämpften einander.

Die Kosten dieses Kampfes hatte der niedere Adel, der Bürger und Bauer zu tragen.

Der Bürger war wenigstens politisch frei, insofern nicht ein tyrannisches Stadregiment ihm Fesseln anlegte, ihm stand auch die Macht des Geldes zur Seite.

Er war aber, so wie der niedere Adel von der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen. Letzterer besand sich übrigens in einem wirtschaftlichen Nothstande, den nur der des Bauern übertraf. Er war mit wenigen Ausnahmen gänzlich verschuldet.

Der Bauer hatte nur das Recht Steuern zu zahlen, Zehent und Frohnde zu leisten.

Die Wissenschaft war leerer Formelkram, von der Erde, ihrer Beschaffenheit, ihren Gesetzen, ihren Bewohnern wußten selbst die Gebildeten nichts, mit astrologischen Albernheiten und alchimistischer Geheimniskrämerei suchten sie die Räthsel der Natur zu ergründen. Nur die Kunst und das Kunsthandwerk leisteten Bedeutendes. Doch dieser Lichtpunkt konnte die allgemeine Nacht nicht erhellen.

Wer aber dieses Elend erkannte, sich über dessen Ursachen klar war, dessen Aenderung wünschte und sie mit allen Kräften aufreichte, der priess die neue Wissenschaft einer längst vergangenen Zeit, die über die Alpen kommend, auch den deutschen Gelehrten schöne Tage versprach, der ergöhte sich an dem Fortschritt, den das wiedererwachte Interesse an der Natur zu versprechen schien, der stimmte mit ein in den Gesang der Freiheit des Glaubens

und des Gewissens, der ringsum erschallte und hoffte wohl auch, daß der so plötzlich gewordene Umschwung auf geistigem Gebiete die Zustände des materiellen Lebens bessern werde.

Wer aber ein warmes Herz für das Leiden des Volkes in der Brust trug, wem das Blut der Zeit in den Adern quoll, wem übersäumender Thatendrang und himmelstürmender Titanismus den Geist erfüllte, dem behagte der bedächtige Schritt nicht, den die Dinge zu nehmen drohten, der versuchte, den Gang der Weltgeschichte zu beschleunigen und suchte sich hierzu seine Helfer, wo er sie fand.

Das that Ulrich v. Hutten und so mag er ein Revolutionär sein! War doch schon seine Erziehung darauf angelegt ihn dazu zu machen.

Er war als der Sprosse eines fränkischen Rittergeschlechts am 21. April 1488 auf der Burg Siedelberg geboren. Ein frommes Gelübde seiner Eltern hatte ihn für den geistlichen Stand bestimmt. Die Klosterschule von Fulda sollte ihn dazu vorbereiten. Der junge Ulrich aber konnte der mönchischen Zucht keinen Geschmack abgewinnen.

Den elterlichen Jorn missachtend entzog er sich, unterstützt von dem Ritter Eitelwolf von Stein (einem freisinnigen und hochgebildeten Manne im Dienste des brandenburgischen Hofes) dem verhassten Zwang durch die Flucht. Er wandte sich vorerst nach Erfurt, von dort mit Erosius Rubianus nach Köln.

Daß Hutten's Bildung von hier aus ihren Ausgangspunkt nahm, ist für seine ganze spätere Entwicklung von entscheidendem Einfluß gewesen.

In Köln waren gerade damals die zwei die Zeit bewegenden Strömungen, die scholastisch-kirchliche und humanistisch-weltliche scharf aneinander gerathen.

Führer im Streit auf der einen Seite waren die Dominikaner, an ihrer Spitze Hochstraten, der gewaltige Repräsentant.

Dagegen scharte sich das kleine, aber muthige und mit reichen Gaben des Wissens ausgerüstete Häuflein der Humanisten um Martinus Rufus, den geistreichen, feingebildeten Kanonikus von Gotha.

Ein großer Theil der Universitätsjugend, Ulrich von Hutten mit ihr, stand auf dieser Seite. Damals — man schrieb 1505 — behielten die Pfaffen die Oberhand. Nesti Campianus, der Vertreter der humanistischen Richtung an der Universität, mußte die Stadt verlassen und mit ihm ging auch Hutten.

Wir finden ihn bald darauf wieder in Erfurt, dann an der eben entstandenen Universität Frankfurt an der Oder, deren Gründungsfeier er mit einem lateinischen Gedichte, dem ersten uns bekannten, verherrlicht hat.

Eifrig hat Hutten die humanistischen Studien gepflegt, nicht um damit Amt und Würde sich zu erwerben — das verbot die Standeschere des Humanisten —, um ihrer selbst willen mußten die Studien geliebt und betrieben, nur im Gewande freier Schriftsteller durften sie fruchtbringend verwerthet werden.

Solche Ansichten waren nicht geeignet, den Groll seiner am Allen hängenden Eltern zu versöhnen, sie trieben ihn hinaus in die Fremde. Denn nicht nur aus Grammatik und Lexikon, aus dem Buche der Natur hat der Humanist zu schöpfen, Himmel und Erde muß er beobachten, Länder und Menschen kennen lernen, ihre Zustände und Sitten studiren!

So zog denn der muthige Rittersmann ohne Geld und sonstige Habe, nichts als seine Bücher und einige Manuskripte selbst verfaßter Gedichte mit sich führend, als fahrender Schüler in deutschen Landen umher.

Eisenbahnen und Dampfschiffe gab es noch keine! Zu Wagen, oder was gebräuchlicher, zu Pferde reisen, war zu theuer; wäre auch ein einzelner Klepper vielleicht zu erschwingen gewesen, man durfte sich mit dem Ansehen des berittenen Mannes kaum außer die Stadtmauer wagen ohne des Ueberfalls von Seite eines erlauchten Standesgenossen oder eines wegelagernden Abenteurers gewärtig zu sein! So trat denn Ulrich zu Fuß, aber frohen Muthes in bester Hoffnung die Reise an. Da und dort gab's ja schon humanistische Universitäten, schon war die Zahl der Gesinnungsgenossen in Deutschland beträchtlich angewachsen, schon hatten die Städte, insbesondere die großen Mittelpunkte des Handels und der Industrie, der neuen Lehre gastfreundlich ihre Thore geöffnet. — Das Ziel der Reise Hutten's war in erster Linie der Norden Deutschlands. Greifswalde, Rostock und andere deutsche Städte, aber auch solche in Böhmen und Mähren, zuletzt Wien, sind uns als Stationen dieser Reise bekannt.

Hutten hat auf dieser Reise viel Mißgeschick erfahren, er hat Schiffbruch gelitten, er wurde seiner ganzen Habe, seiner Bücher und Manuskripte beraubt, Strapazen und Entbehrungen aller Art haben ihn auf das Krankenbett geworfen und wohl auf dieser Reise hat er sich den Keim jener „französischen Krankheit“, welche er Zeit seines Lebens nicht los gebracht hat, geholt.

Aber auch Ruhm und Ehre hat ihm die Reise gebracht und den Grund zu seiner literarischen und politischen Zukunft gelegt. Indem er, überall Vorlesungen haltend und die Ideen der neuen Zeit verkündend, von Stadt zu Stadt, von Schule zu Schule, von Burg zu Burg pilgerte, ist er mit allen Größen der humanistischen Geistesrichtung in Verbindung getreten, hat mit vielen derselben Freundschaft geschlossen und ist so, um uns eines Ausdrucks David Strauß' zu bedienen, „in die Mode“ gekommen.

Ihrem innersten Wesen nach war die humanistische Bildung kosmopolitisch. Sowie sie nicht der Heimath entsprossen, sondern aus fremdem Lande zu uns herüber-

gekommen war, so hatte sie in erster Linie die Verbreitung weltbürgerlicher Bildung und die Pflege des Freiheitsinteresses zum Ziele.

Auch Hutten war begeistert für Aufklärung und Freiheit.

Wenn er die praktische Weisheit, die die Schriften der alten Griechen und Römer enthielten, in's Deutsche übersezte, wenn er die Dummheit und Bosheit seiner Gegner durch die Herausgabe der Dunkelmännerbriefe an den öffentlichen Pranger stellte, so war seine Absicht, die Bildung des Volkes zu heben, es von Aberglauben und Vorurtheilen zu befreien, es zu belehren, wo es seine Feinde, wo seine Freunde zu suchen habe.

Wenn er den Verband aller bedrückten Stände, der kleinen Edelleute, Bürger und Bauern anstrebte, um sich dem Joche der weltlichen und geistlichen Fürsten zu entziehen und sich zu diesem Behufe mit Franz v. Sickingen verband, so meinte er damit der politischen und wirtschaftlichen Freiheit einen Dienst zu erweisen.

Ulrich v. Hutten war während seines 33jährigen Lebens zweimal in Italien. Beide Male führte ihn die Absicht, die humanistische Bildung an ihrer Quelle zu schöpfen, dahin. Der zweite Aufenthalt in Italien war für ihn deshalb von weittragender Bedeutung, weil er ihn nach Rom führte und er daselbst die Wirklichkeit am päpstlichen Hofe mit eigenen Augen schaute. Auf dem päpstlichen Throne saß damals (1515—1517) Leo X. aus dem fürstlichen Hause der Medici.

Prachtliebend, freigebig, den Künsten und Wissenschaften hold, dabei selbst von außerordentlicher Bildung, hielt er an seinem Hof stets einen Kreis der berühmtesten Dichter, Denker und Künstler um sich versammelt. Edle Frauen, gleich hervorragend durch Schönheit und Geist, bildeten den Mittelpunkt, um den sich diese Geistes-Aristokratie gruppierte. Gesellschaften, geistige Wettkämpfe, Feste aller Art boten den Anlaß, alle Gaben in reichem Maße zu entfalten und vor der staunenden Menge glänzen zu lassen.

Daß ein Mann von solcher Gesinnung die Aufgabe, die ihm die Stellung als „Statthalter Christi“ auf Erden anwies, nicht im Geiste des „Evangeliums“ erfüllte, versteht sich von selbst!

Noch war aber in Rom auch die Erinnerung an das Scheusal Sixtus IV. lebendig. Er war durch Bestechung zur Herrschaft gelangt und 1487 gestorben. Die Mittel, seine Privatrage an den adeligen Geschlechtern Italiens zu befriedigen, hatte er sich durch eine schrankenlose Simonie (Annahme von Bestechungsgeldern) verschafft, der er Alles, von der Kardinalsernennung angefangen, bis auf die kleinsten Gnaden und Bewilligungen unterworfen hat. Er war mit dem Plane umgegangen, seinem Nepoten und Günstling, dem Cardinal Pietro Maria, einem Menschen, dessen ungeheurer Ehrsüß, Unmoral und politische Intriguen ganz Italien beschäftigten, noch bei Lebzeiten seinen päpstlichen Thron abzutreten und diesen dadurch zu säkularisieren.

Die Wirklichkeit der Renaissance-Päpste hat ungeheuerere Summen verschlungen, sie flossen zum großen Theil aus Deutschland, das von der päpstlichen Politik mit unglaublichem Erfolge ausgefaugt wurde.

Die Triebfedern dieses Ausfaugungssystems, die Mittel und die Persönlichkeiten, mit denen und durch die es in Szene gesetzt wurde, hat nun Ulrich v. Hutten während seines Aufenthaltes in Rom kennen gelernt und ein unauslöschlicher Haß gegen Rom und Alles, was von dort her kam, war die begründete und wohl auch berechtigte Folge.

Das offene Auftreten Hutten's gegen den Papst und die katholische Kirche tief Gegenmaßregeln von der anderen Seite hervor, welche um so drohender austraten, als auch der Kaiser und dessen Sohn Ferdinand, die anfänglich für Freunde der Reformation gehalten wurden, offen sich gegen sie ausgesprochen hatten.

Wenn ihn auch wohlwollende Freunde (so zuerst Albrecht, Erzbischof von Mainz, dessen Dienste Hutten vorübergehend genommen hatte, und dann Franz von Sickingen, auf dessen Schloß, der Ebernburg am Rhein, Hutten ein sicheres Asyl für lange Zeit gefunden hatte, und von der aus er in steter Verbindung mit Luther und den übrigen Förderern der Reformation blieb, ja die ganze Bewegung leitete und lenkte) vor den päpstlichen Nachstellungen — man forderte von dem Erzbischof von Mainz geradezu, daß er sich seines Dienstmannes bemächtigte und ihn gebunden nach Rom ausliefere — sicherten; auf die Dauer war seines Bleibens in Deutschland nicht mehr. Nachdem Sickingen bei der Belagerung seines Schloßes im Kampfe mit dem Erzbischof Trier tödtlich verwundet, seine Burg aber gelockert worden war, floh Hutten nach der Schweiz, wo ihn zuerst Basel, dann Zürich in freimüthiger Weise ihre Thore öffneten. Nicht lange jedoch als er das Brot der Verbannung!

Er starb Ende August oder Anfangs Oktober 1526 an den Folgen seiner Jugendkrankheit, ohne sein heiß ersehntes Ziel erlebt zu haben.

Sein Nachlaß bestand aus einer Feder, Gold und Habe besaß er nicht, seine Bibliothek war bei Zerstörung der Ebernburg, in der er sie bei seiner Flucht zurückgelassen, zu Grunde gegangen.

Hutten verhält sich — um ein Bild seiner Zeit zu gebrauchen — zu dieser Zeit, wie Mikro- und Makrokosmos. Die Zeit spiegelt sich in ihm, er ist der eigentliche Repräsentant des humanistischen Zeitalters in Deutschland, der thatkräftigste Verfechter des Neuen, aber auch die originellste Gestalt der beginnenden Reformationsepöche. Große Gelehrsamkeit und Tiefe des Wissens waren nicht sein eigen, aber vielseitig war er und unermüdet und rastlos. Stets fand er neue Seiten des Angriffs wider-

die Gegner und stets auch die passende Form dazu. Heute stritt er in Prosa, morgen in Versen, heute deutsch, morgen lateinisch, heute war es eine Epistel an die Nation, welche die Geister in ihren Tiefen aufrüttelte, morgen ein Pasquill, eine zugespitzte Streitschrift, welches die zahmsten seiner Feinde bis ins innerste Mark erregte, oder ein Dialog, welcher sie mit beihendem Hohn überschüttete.

Ihm war einerseits jene Ungebundenheit und göttliche Grobheit eigen, welche sich nicht an die Regel bindet, die Worte nicht auf die Waagschale legt, wo es sich darum handelt, einen guten Zweck zu erreichen und jene Richtung nach Innen, jene an das Gefühl appellirende und deshalb die Massen packende Kampfweise, jene Ueberzeugungstreue und Begeisterung, welche an die deutsche Mystik anknüpfte, die Reformation vorbereitete und dadurch das Bindeglied zwischen beiden geworden ist, in hohem Maße eigen.

Um von Allen verstanden zu werden und dadurch auf Alle zu wirken, trat er ins Volk hinaus, besaß sich eines volkshämlichen Tones, schrieb für die Gebildeten lateinisch, für die Ungebildeten deutsch, für poetische Naturen in Versen, für Hausbadene in Prosa, fesselte die Einen durch seinen Witz, die Anderen durch seinen Ernst, legte aber stets das Hauptgewicht auf den Inhalt und behandelte die Form als Nebensache.

Insofern aber sein Leben und seine Schicksale mit seinen literarischen, politischen und nationalen Strebungen in überraschendem Einklange standen, gleich er jenen Heroen der Renaissance-Zeit, einem Lorenzo Medici, Leonardo da Vinci und Michael Angelo, welche, Kunstwerken vergleichbar, die Ideen der Menschheit nach allen ihren Seiten zum Ausdruck brachten.

Es gibt im menschlichen Leben kein Ungemach, das Hutten nicht getroffen, aber auch keines, das ihn gebeugt hätte. Aus Pest und Schiffbruch, Armuth und Mißachtung geht er stets gerüstet zu neuem Kampfe siegreich hervor, nichts beugt seinen Muth, seine Zuversicht, daß die Vernunft über die Beschränktheit siegen werde. Mitten im Lärm des Kampfes, im Jammer der Noth ertönt sein Ruf: „Es ist eine Lust zu leben.“

In Allem was er dachte, sprach, schrieb und that, war er der gerade, für das Recht begeisterte, die Furcht verachtende, konsequent und rücksichtslos seinem Ziele zustrebende deutsche Rittersmann und Demagoge zugleich, eine erfreuende, herzerquickende Erscheinung.

Und so sagen wir's denn noch einmal: Nur Tendenzläge kann von Hutten behaupten, ihn habe niemals eine große Idee bewegt.

## Die possibilistischen Arbeitervertreter im Pariser Gemeinderath.

III.

Trotz manches Fortschritts und trotz seines ehrlichen Willens ist der Chabert'sche Sozialismus ein eigenes Ding geblieben, bei dem der ehemalige Oewerkschaffler, der Kleinmeister hier und da zum Vorschein kommt und sich im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Grundlehren des Sozialismus stellt, der, je der augenblicklichen Lage entsprechend, bald dem Anarchismus, bald dem Genossenschaftssystem oder einer sonstigen Schule zulädel. Diese Eigenheiten erklären von selbst, weshalb er sich dem possibilistischen Heercorps angeschlossen; das opportunistisch dehnbare Programm und dessen noch opportunistischere Vertretung passen zu seiner Unklarheit und Biegsamkeit, und dies um so mehr, da er trotz großer geistiger Fähigkeit einer gründlichen sozialistischen Bildung ermangelt.

Seit seinem Anschluß an die Arbeiterpartei hat seine aufopfernde und rege Thätigkeit keine Unterbrechung erfahren; er dient der Sache mit Leib und Seele, wenn auch oft in so verkehrter Weise, daß seine Absicht in ihr Gegentheil verkehrt wird. Er hat im Laufe der Jahre seine Borzüge, aber auch seine Mängel bewahrt, beide machen ihn zu einem der erfolgreichsten Agitatoren der possibilistischen Partei.

1884 als Klassenkandidat in den Stadtrath gewählt, hielt Chabert in der darauf folgenden Zeit mehr die Richtung ein, die ihm durch Bailant's zielbewußte Haltung vorgezeichnet wurde. Seitdem aber die Wahlen von 1887 ein so starkes possibilistisches Element in den Pariser Conseil municipal gebracht, hat der alte gewerkschaftliche und kleinbürgerliche Geist wieder die Oberhand in ihm gewonnen, und seine prinzipielle Unklarheit, sowie seine oft schwankende, unkorrekte Haltung treten wieder schärfer hervor. So unermüdet und wohlgemeint seine Wirksamkeit auch ist, so fehlt ihr doch in der Folge der eigentliche Schwerpunkt für die moderne sozialistische Bewegung, der er Tirailleurdienste leistet, aber für die er nicht methodisch geschulte Kräfte erziehen und führen kann. Es ist dies der Fluch, der dem Possibilismus überhaupt anhaftet, und der bei der Thätigkeit aller der Männer hervortritt, welche die Partei im Stadtrath vertreten. Während Bailant mit Verschmähung kleiner praktischer Erfolge seine Thätigkeit auf Fragen zusammenfaßt, welche nur von einer klassenbewußten Arbeiterpartei aufgeworfen werden können, deren Erörterung mithin über den Gemeinderath hinaus agitatorisch und erzieherisch wirkt, klammern sich die possibilistischen Stadträthe an Forderungen, welche von irgend einer einigermaßen verständigen bürgerlichen Partei nicht nur zugestanden, sondern sogar erhoben werden können. Die Behandlung derartiger Forderungen ist aber der sozialistischen Agitation und Aufklärung nicht förderlich, im Gegentheil kann sie nur dazu dienen, die Situation der Arbeiterpartei und deren Urtheil zu trüben.

Während z. B. Baillant die Aufhebung der Stadtschul verlangte, trat Broussé für eine Conversion derselben ein, er verlangte, daß sämtliche Stadtschuldscheine auf einen und denselben und zwar etwas niedrigeren Zinsfuß gesetzt würden! Das eine Beispiel mag genügen, den Unterschied zu zeigen. Gerade das, was sich die Possibilisten vom praktischen Standpunkt aus als Verdienst anrechnen, das verurtheilt sie vom theoretischen, prinzipiellen Standpunkte aus, nimmt dem aufopfernden Wirken vieler tüchtigen Vorkämpfer eine größere Bedeutung und schiebt dieselben nach und nach abwärts von der eigentlichen Bewegung.

Ehe wir zum nächsten der hervorragenderen Vertreter des Possibilismus übergehen, sei es uns gestattet, die Nachrichten über Dumay in letzter Nummer zu ergänzen.

Wir hatten das echte Proletarierleben dieses Sohnes eines Grubenarbeiters, der schon in frühester Jugend in die Kämpfe seiner Klasse hineingerissen wurde, der heute gegen die Dynastie der Familie Schneider, morgen gegen die Uebergriffe soldatischer Vorgesetzter auftrat — bis zu seiner Erwählung zum Maire seiner Heimathskommune geschildert.

Er gestaltete die Verwaltung nach republikanischen und sozialistischen Grundsätzen um, und organisierte 6000 Arbeiter als Nationalgarde, für die er von Gambetta Waffen und Munition forderte. Der Diktator von Tours wollte es jedoch mit dem Bonapartisten, Großkapitalisten Schneider nicht verderben, auch fürchtete er wohl selbst im Geheimen die Macht des bewaffneten Volks, so schlug er das Gesuch ab. Dumay, der bei der militärischen Organisation großes Geschick gezeigt, schloß sich darauf an die „Liga des Südens“ an und erhielt durch Garibaldi's Vermittelung 3000 Gewehre, sowie entsprechende Munition. Selbstverständlich zog ihm sein Auftreten den Haß aller Reaktionen zu, allein trotz deren Opposition und Machination erhielt er im Februar 1871 bei den Generalwahlen 40 000 Stimmen.

Um die demokratische und unruhige Bevölkerung des Creuzot im Zaum zu halten, hatte Thiers bereitwilligst dem Ansinnen Schneiders nachgegeben und ein Detachement Truppen in die Gegend geschickt. Die Reaktion suchte den Bürgermeister vom Creuzot der Erhebung, die sich vorbereitete abwendig zu machen und Thiers telegraphirte am 20. März an den Präfekten von Saône-et-Loire: „Sagen Sie Herrn Dumay, daß ihn die Regierung dafür belohnen wird, wenn im Creuzot Nichts vorfällt, und daß ich persönlich ihm sehr dankbar sein werde.“

Trotzdem erklärte sich Dumay an der Spitze von 4000 Arbeitern für die Revolution vom 20. März und entschied, der Kommune von Paris zu Hilfe zu eilen. Die preussischen Truppen jedoch, welche den Weg nach Paris besetzt hielten, sowie die französischen Armeekorps, die in der Gegend lagerten, hielten die Bewegung auf und erstreckten sie im Keime.

Dumay ward darauf verhaftet, aber angesichts der drohenden Haltung der Bevölkerung freigelassen, so daß er Gelegenheit hatte, nach der Schweiz zu entkommen und in contumaciam zu Zwangsarbeit auf Lebenszeit verurtheilt ward. Trotz seiner Abwesenheit und der Schreckensherrschaft der Reaktion erwählten ihn die Creuzotiner im April abermals zu ihrem Bürgermeister.

Auch im Exil blieb Dumay der eifrige Agitator, der er gewesen und sobald die Amnestie die Rückkehr erlaubte, nahm er den alten Kampf gegen die industrielle Feudalität wieder auf. Die Kapitalisten seiner Gegend, mit Schneider an der Spitze, suchten sich den unbequemen Gegner dadurch vom Hals zu schaffen, daß sie ihn erst kaufen, dann aushungern wollten. Die Buch- und Papierhandlung, sowie später der Weinausschank, den Dumay eröffnet, wurden auf die „schwarze Liste“ gesetzt, ferner allen Kleinmeistern, die für die Kompagnie Schneider arbeiteten, verboten, demselben Beschäftigung zu geben. Dumay widerstand auch der Noth, und dies, obgleich seine zahlreiche Familie dieselbe aufs Höchste steigen ließ. Er gründete die Arbeiterfederation der Saône-et-Loire, die aus vierzehn Gewerkschaften und Studienzirkeln besteht und trefflich organisiert ist. Die Regierung wollte ihn in den Prozeß Monceau-les-Mines verwickeln, ließ den Plan aber fallen, da der tendenziöse Charakter des Prozeßes zu stark hervor getreten wäre.

Mit regstem Eifer sich der agitatorischen Thätigkeit hingebend, unternahm Dumay Organisationsreisen in den östlichen Departements, hielt in allen dortigen Industriezentren Zusammenkünfte ab und legte den Grund zu zahlreichen Vereinen. Agitatorisch wirkte er auch durch seine Broschüre „Un siel capitaliste“ (ein kapitalistisches Leben), in welcher er die Schlotbarone des Creuzot an den Pranger stellt.

Da das Aushungerungsabkommen der Unternehmer seine materielle Existenz vernichtet hatte, mußte er den Kreis seiner Wirksamkeit verlassen. Er ging nach Paris, wo er Arbeit als Mechaniker fand. Er hatte sich bereits auf dem Kongreß zu St. Etienne an die Possibilisten angeschlossen und blieb auch in Paris eine der thätigsten und tüchtigsten Stützen dieser Fraktion. Trotzdem hielt er sich abseits von den Personenstreitigkeiten, seine Parteinahme erklärte sich wohl durch die hervorragend praktische Seite, durch das Organisationsbedürfnis seiner Natur, die innerhalb der Possibilisten mehr Spielraum fand, als bei den theoretischen Fragen entwickelnden und klärenden Kollektivisten. Dazu spielt noch mit der Kleinbürgerliche Individualismus, sowie die verschwommene Auffassung der Verhältnisse, welche an den meisten französischen Sozialisten haften geblieben ist, die bereits vor 1870 thätig waren und unmittelbar an die alte Ueberlieferung und die Utopisten anknüpften.

Nachdem Dumay bei verschiedenen Legislativ- und Kommunalwahlen als Klassenkandidat aufgestellt worden, erhielt er im Mai 1887 das Mandat als Stadtrath. Er erfüllt die Pflichten seines Vertrauenspostens mit dem Eifer, mit welchem er stets für die Interessen der Arbeiter eingetreten ist. Für die prinzipielle Seite seines Wirkens gilt dieselbe Kritik, die sich an Joffrin's Thätigkeit knüpfte, und die für alle Possibilisten gilt.

Dumay's agitatorische Thätigkeit wird durch seine Begabung als Redner unterstüzt. Er spricht einfach, schlicht und überzeugend, er macht nicht klingende Phrasen, läßt aber stets einen richtigen Gedanken zurück. Seinem Leben und Wirken, das einen freien Kampf für die Emanzipation des Proletariats darstellt, noch Worte des Lobes hinzufügen, hieße Eulen nach Athen tragen.

## Die Zentralkranken- und Sterbekasse der Tischler

(C. S. Nr. 3 in Hamburg)

verfattet soeben ihren Bericht für das Jahr 1887 in 36 stattdlichen Foliostücken.

Die Mitgliederzahl betrug danach Ende 1887 71 664, die Zahl der Erkrankungsfälle im Berichtsjahre 36 066, die Zahl der Krankentage 603 079. Das Verhältnis der Krankentage auf den einzelnen Krankheitsfall ist 1 zu 16<sup>2</sup>/<sub>3</sub>, die Krankheitsdauer ist demnach im Durchschnitt um 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Tag länger wie im Jahre 1886 gewesen. Auf jeden Krankheitsfall entfällt im Durchschnitt ein Krankengeld von 2 M. 9 Pf. oder wöchentlich 12 M. 54 Pf. Für jeden Sterbefall wurde im Durchschnitt ein Sterbegeld von 73 M. 60 Pf. gezahlt. Die Leistungen sind, wie man hieraus ersieht, recht hohe zu nennen, und es sind wohl wenige Kassen zu finden, welche in dieser Beziehung der Tischlerkasse gleichzustellen sind.

Leider, und vielleicht gerade darum, war die Zentralkasse den schwersten Beeinträchtigungen seitens der Unternehmer und Behörden ausgesetzt. Wir lesen darüber in dem trefflichen Bericht:

„Insbesondere ist es ein Theil der Ortskrankenkassen-Vorstände, welche durch ein rigoroses Vorgehen gegen unsere Kasse sich auszeichnen, indem dieselben die geringfügigsten Verstöße gegen das Krankentagegesetz, welche das frühere Statut enthalten sollte, benutzten, um die Mitglieder zum Beitritt in die Ortskassen zu zwingen. Daß dieses Vorgehen zu dem Zwecke, „unseren Mitgliedern zu ihrem Rechte zu verhelfen“, geschah, ist aus dem Grunde nicht anzunehmen, weil unsere Kasse in allen Theilen bedeutend mehr leistet, als diejenigen Ortskassen, welche unsere Statuten „als dem Gesetze nicht genügend“ bezeichneten. Leider ist unsere Kasse hierdurch und speziell im vergangenen Jahre im hohen Grade geschädigt worden, insbesondere durch die Maßregelung seitens der Leipziger Ortskrankenkasse, was wir im Nachstehenden durch Zahlen beweisen werden. Unsere Kasse zählt in der Amtshauptmannschaft Leipzig 31 Verwaltungsstellen, in welchen sich am Schlusse des Jahres 1886 5874 Mitglieder befanden; von diesen wurden alle diejenigen, welche versicherungspflichtig waren und keiner anderen dem Gesetze genügenden Kasse sonst noch angehörten, gezwungen, der Ortskasse beizutreten und ihre Beiträge an diese zu entrichten. Die Folge davon war, daß ein großer Theil unserer Mitglieder, welche die doppelten Beiträge nicht aufzubringen im Stande waren, aus unserer Kasse ausschieden oder wegen Zahlungsschwierigkeiten gestrichen werden mußten, so daß am Schlusse des Jahres 1887 in den genannten 31 Verwaltungsstellen nur noch 3435 Mitglieder übrig blieben, mithin die Zahl derselben sich in dem einen Jahre um 2439 verringert hatte.

Welchen Einfluß diese Maßregelung aber auf das finanzielle Ergebnis der Kasse ausgeübt hat, mögen folgende Zahlen beweisen. Im Jahre 1886 erhielten die angeführten Verwaltungsstellen aus der Hauptkasse an Zuschuß die Summe von 7710 M., an die Hauptkasse eingesendet wurden indessen 34 328 M. 63 Pf., so daß ein Ueberschuß von 26 618 M. 20 Pf. verzeichnet werden konnte. Im Jahre 1887 erhielten dieselben Verwaltungsstellen an Zuschuß aus der Hauptkasse die Summe von 21 235 M., während nur 9335 M. 20 Pf. an die Hauptkasse abgeführt werden konnten, so daß diese Orte eine Mehrausgabe von 11 899 M. 80 Pf. erforderten. Der Schaden, welcher der Kasse hierdurch erwachsen ist, beträgt also in dem einen Jahre (gegenüber dem Vorjahre) 38 518 M. 43 Pf.

Diese eine Thatsache beweist uns, **welch ungeheuren Schaden die freien Kassen durch die Verfolgung seitens der Zwangskassen zu erleiden hatten.** — Die Kranken und leidenden Personen sind uns selbstverständlich als Mitglieder verblieben — da ja der Beitritt zur Ortskasse von dem Eintritt oder in diesem Falle von dem Bestehen eines Arbeitsverhältnisses abhängig ist!!! Ähnlich ist es unserer Kasse in Dresden und in anderen deutschen Städten ergangen, nur ist das Verhältnis in Betreff des Ausscheidens der Mitglieder nirgend ein gleich großes wie in Leipzig und Umgebung gewesen, nirgend anders ist die Behörde auch schonungsloser als gerade dort vorgegangen.

Daß das finanzielle Ergebnis der Kasse im vergangenen Jahre schon aus diesem Grunde nicht ein solches war, wie es hätte sein sollen, wird ein jedes denkende Mitglied sich selbst sagen müssen; trotzdem können wir mit Rücksicht auf das Erlittene — Dank der Opferwilligkeit unserer Mitglieder — mit dem Ergebnisse des vergangenen Jahres wohl zufrieden sein. Der Reingewinn beträgt

immerhin die ansehnliche Summe von 112835 M. 84 Pf. und hatte die Kasse am Schlusse des Jahres 1887 ein **Vermögen** von 506427 M. 87 Pf. aufzuweisen, also **über eine halbe Million**, so daß auf jedes Mitglied der Betrag von 7 M. entfällt. Wir glauben lähn behaupten zu können, daß es im Verhältniß wenig Zwangskassen giebt, welche einen gleichen oder besseren Vermögensstand aufzuweisen im Stande sind.

„Hoffentlich sind wir von jetzt an derartigen Verfolgungen entzogen, indem wir in unserem jetzigen Statut ein Rechtsmittel besitzen, um Anschuldigungen wie solche vorgekommen, mit Erfolg abweisen zu können. Wir können also in dieser Beziehung ruhig sein und uns sagen, daß wir endlich doch gesiegt haben, wenn auch mit großen Opfern. Daß dieses auch von anderer Seite eingesehen wird, beweist uns, daß die Zwangskassenfreunde jetzt einen anderen Weg einschlagen, um die freien Hilfskassen zu vernichten. Man wendet sich an den Gesetzgeber mit dem Ersuchen, schärfere Bestimmungen für die freien Hilfskassen zu erlassen, hoffentlich aber wird dem heute nicht Folge gegeben.

Wir aber wollen an dem inneren Ausbau unserer Kasse in aller Ruhe weiter arbeiten und rechnen hierbei auf die thätigste Mitwirkung unserer Ortsverwaltungen.

Die Aussichten in diesem Jahre sind, trotz des strengen Winters bedeutend bessere wie im Vorjahre. Es ist nicht zu leugnen, daß die auf der außerordentlichen Generalversammlung in Hamburg vorgenommene Statutenänderung schon jetzt ihre Wirkung äußert. Wir hegen die bestimmte Hoffnung, daß es uns in diesem Jahre gelingen wird, nicht allein den zur Rücklage zum Reservefonds nöthigen Theil zu erübrigen, sondern, daß wir auch noch einen Theil der bisherigen Rückstände ergänzen können. Wir dürfen aber in keiner Weise, gestützt auf diese Hoffnung, erlahmen, sondern müssen mit aller gewohnten Energie nicht allein für die Erhaltung, sondern auch für die **Ausbreitung unserer Kasse** Sorge tragen; es ist noch immer ein dankbares Feld zu beackern, indem der Wille vieler Arbeiter, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, noch nicht zur vollen Ausführung gelangt ist. Mit dem Anwachsen des Kassenvermögens wächst das Vertrauen zu der Kasse; mit der vollendeten Thatsache, daß der Reservefonds voll und ganz vorhanden ist, wachsen die Leistungen, und alle diejenigen, namentlich die alte Garde, welche in dieser Weise für unsere Kasse gestrebt und gewirkt haben, können mit Stolz zurückblicken auf das größte freie Arbeiterinstitut, welches Deutschland aufzuweisen hat.“

Also immer vorwärts!

## Aus der Thüringischen Hausindustrie.

Zu den schauerlichsten Gewerbekrankheiten gehört die Phosphorvergiftung, die in den verschiedenartigsten Krankheitsformen zu Tage tritt.

Da finden wir Knochenkrankung des Gesichts, Entzündung, Vereiterung, Verjauchung und brandiges nekrotisches Absterben des Ober- und Unterkiefers. Diese charakteristische Gewerbekrankheit haben die Kerzte Phosphorkerze, Kieferbrand, getauft. In einer vom schweizerischen Fabrikinspektorat verfassten Anleitung für Zündholzfabrikanten und Arbeiter wird der Verlauf der Krankheit folgendermaßen geschildert: „Sie beginnt ganz unscheinbar. Es stellt sich Zahnschmerz ein. Der Zahn wird ausgezogen: alles scheint gut zu sein. Aber die Schmerzen kehren zurück, das Zahnfleisch entzündet sich, es entleeren sich aus den kranken Stellen bedeutende Mengen Eiter. Alles Einschneiden, Zahnanziehen fruchtet nichts, die Wunden werden geschwollen, das Zahnfleisch entzündet sich, die Zähne wackeln, fallen oft ganz gesund aus. Es entstehen Fisteln. Aus ihnen und aus den Zahnfächern drückt Eiter hervor — ja bald nicht mehr Eiter, sondern stinkende blutgemischte Jauche, der oft Knochenstücke beigemengt sind. Der Knochen ist angegriffen; er ragt oft ganz nackt in die Mundhöhle hinein. Jeweilen löst die Natur selbst das Kranke ab und es kann Heilung eintreten — viel häufiger hilft nur eine Operation, durch die oft ein großer Theil des Unter- und Oberkiefers, oft beide, ja selbst angrenzende Theile weggenommen werden müssen. . . Unterbleibt der ärztliche Eingriff, so schreitet unter immer gräßlicheren Symptomen die Zerstörung der Gesichtsknochen fort, bis schließlich der Tod die Erlösung bringt.“

Zu diesem fürchterlichen Leiden kommen in Folge der Kinnathmung der Gistdämpfe auch schlechende und akute Lungen- und Nagenübel, Athem- und Verdauungsbeschwerden. Dr. Custer, ein um die Bekämpfung der Phosphorzündholzfabrikation hochverdienter Arzt sagt: „Es tritt Abmagerung und eine Art von Zehrfieber ein, manchmal kommt es zu schmerzhafter Anschwellung der Gelenke, die Kräfte schwinden immer mehr und mehr und in kürzerer oder längerer Zeit erfolgt der Tod. Einzelne werden in direktem Zusammenhang mit der Knochenvereiterung im Gesicht an Hirnschmerzen und unfählichen Schmerzen dahingerafft. Die Phosphorkrankheiten liefern Beiträge zu den allertraurigsten Bildern in der menschlichen Pathologie.“

Bereits in den vierziger Jahren wurden von verschiedenen deutschen Regierungen polizeiliche Schutzvorschriften erlassen. Dr. Sar bemerkt hierüber in seiner neuesten Schrift über die „Hausindustrie in Thüringen“: „Die Verborgenheit, welche der Hausindustrie an und für sich eigen ist, nun gar, wenn sie an einem so abgelegenen, verlorenen Orte, wie Neustadt betrieben wird, mochte die Ursache sein, daß die Phosphor-Hausindustrie so lange den Blicken der Meininger Behörden entzogen blieb, obwohl gerade in Neustadt sich die schlimmsten Zustände entwickeln mußten.“ Will man nur ein wenig die ärgsten Einwirkungen des Phosphorgifts abschwächen, so muß für sehr gute Ventilation und peinliche Reinlichkeit gesorgt werden. Wie ist das möglich bei Heimarbeitern, bei denen in einem Raum gearbeitet, gewohnt, gekocht und nur zu oft auch geschlafen wird. Der Herd, auf welchem das kargliche Mahl bereitet wird, dient als Schwefelofen und Phosphorofen. Die Stielkluft, die sich unter solchen Umständen bildet, ist unerträglich. Die Fenster sind fest verschlossen, um die zum Trocknen der Phosphorhölzchen nöthige Wärme zu halten; die Hölzchen füllen auf Rahmen den oberen Theil der Stube. Am Arbeitstisch wird eifrig getunkt; die Masse darf nicht kalt werden, weil sie nicht mit Gummi, sondern der Wohlfeilheit wegen mit thierischem Leim versehen ist, und so dampft sie beständig, verderbenschwängere Dünste entsendend. An einem anderen Tische und auf dem Stubenboden sind Kinder mit dem Ausnehmen und Einfassen der Zündhölzchen in Patronen — Papierhüllen — beschäftigt, während ein älteres Familienmitglied die Schachteln packt und zueht.

Daß bei einer solchen Arbeitsweise der Mangel auch der aller-einfachsten Saugmittel selbstverständlich ist, daß Alles im Hause die Gegenstände und die Menschen phosphorbeschnupft sind, daß selbst die zarten, noch nicht arbeitsfähigen Kinder, die in der Stube

